

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 6

www.nyland.de
nyland@nyland.de

Elisabeth Hauptmann

Lesebuch

Zusammengestellt und
mit einem Nachwort
versehen von
Walter Gödden
unter Mitarbeit von
Inge Krupp



NYLANDS KLEINE WESTFÄLISCHE BIBLIOTHEK 6

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
herausgegeben im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,
in Zusammenarbeit mit dem Westfälischen
Literaturmuseum Haus Nottbeck und dem Förderverein
Kulturgut Haus Nottbeck
von Walter Gödden
Band 6

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Da-
ten sind im Internet über [<http://dnb.ddb.de>] abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und
alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile des-
selben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in an-
deren als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige
schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln
© 2004 Nyland-Stiftung, Köln
ISBN: 3-936235-06-6
Redaktion: Wolfgang Delseit
Lektorat: Lelo C. Burkert-Auch
Satz: TIESLED Satz & Service, Köln
Umschlaggestaltung: AWard Associates, Münster
Druck: WB-Druck, Rieden/Allgäu
Printed in Germany

Inhalt

Elternhaus	
Peckelsheim	7
Folgen des Protestantismus	8
Frühes Theaterspiel	8
Erste literarische Vorlieben	8
Leseerlebnisse im Elternhaus	10
Ausbildung als Lehrerin (1912-1922)	13
Berlin (1924 ff.)	
Die erste Zeit	15
Brecht	16
Mann ist Mann	18
Arbeit im Kollektiv	22
Autobiografische Schreibübungen	28
Arbeiten für Magazine und Zeitschriften (1926-1932)	
Julia ohne Romeo (1926)	34
Er soll dein Herr sein. Novelle (1929)	45
Aller Leute Freund (1929)	55
Gastfeindschaft (1932)	58
»Bessie Soundso« und »Happy End« (1928/1929)	
Zur Entstehung von »Happy End«	65
Bessie Soundso.	
Eine Geschichte von der Heilsarmee	67
Happy End [Auszug aus Projektion 7]	78
Flucht und Exil (1933-1948)	
Und wußte nicht, wohin...	80
Im Greyhound unterwegs (1934/1935)	82
Aus Briefen an Bertolt Brecht und Walter Benjamin (1934/1935)	98
Inszenierung von »Die Mutter« (New York 1935)	116

Zurück in Deutschland	
Eine wahre Geschichte (1948/1949)	117
Gedanken am Sonntagmorgen (1951)	121
Anhang	
Bertolt Brecht über Elisabeth Hauptmann	
Widmung zu »Mann ist Mann«	129
Brief an Elisabeth Hauptmann (1929) mit der Anregung zur Abfassung von »Happy End«	129
Es war leicht... (1929)	130
Du, der das Unentbehrliche (1932)	131
Gutachten über die Mitarbeiterin Elisabeth Hauptmann (1934)	132
Nachwort	134
Dank	146
Editorische Notiz	147
Textnachweise	148

Elternhaus

Peckelsheim

Geboren bin ich mit zwei Füßen noch im letzten Jahrhundert. Und an einem Ort, den zum Beispiel der Brecht sich nie, dessen Namen sich der Brecht nie merken konnte und wobei er immer lachen mußte und womit er der Post sehr viel zu tun gab, das muß ich mal sagen. Ich fuhr in Urlaub dorthin, und dann wollte er mir schreiben oder Telegramm schicken oder was, und dann hat er sich nie erinnert und hat es immer falsch geschrieben. Und sein letztes Lustigmachen passierte in »Pauken und Trompeten«, [...] da gibt es zwei Bauernburschen, die als Soldaten angeworben werden und die stammten aus – das war Brechts Vorschlag – Mickelsberg und Pickelwood. Und das war in Erinnerung an Peckelsheim. Er konnte es sich nicht merken und ich hab's ihm nicht übel genommen, es konnte sich kein Mensch merken. Ja, kurz und gut, das war ein kleines Dorf – nun ja, was war, was war da? Da bin ich auch zur Schule gegangen. Das war eine ganz winzige, das war ein Raum, noch nicht so groß wie dieser hier, mit etwa vierzehn bis zwanzig Schülern, weil wir in die evangelische Schule gingen, meine Schwester und ich, während das ganze Dorf katholisch war wie die ganze umliegende Gegend. Und da es dann keine höheren Schulen gab und auch die Volksschule nicht besonders war, mußten wir uns zum Teil mit den Eltern behelfen, die Erlaubnis kriegten, uns zu unterrichten, obwohl keiner von ihnen eine Lehrerlizenz hatte. Aber sie durften dann – von irgendeinem Kollegium aus durfte mein Vater uns Rechnen beibringen und meine Mutter durfte uns Deutsch beibringen, obwohl sie es selber nie sehr gut beherrscht hat, weil sie von Amerika kam.

Folgen des Protestantismus

Die Familie meines Vaters war eine alte katholische Familie auf dem Lande, und mein Vater besaß die Kühnheit, nicht nur eine Ausländerin zu heiraten, sondern auch eine Protestantin. Und man hat ihn das sehr fühlen lassen, man wollte ihn wirtschaftlich kaputtmachen. Das ist aber nicht gelungen. Er hatte wirklich zuviele Freunde und war ein viel zu guter Arzt. Aber uns Kindern rief man schon häufig nach: Heidenkinder. Wir haben uns aber nicht so sehr viel daraus gemacht. Wir hatten auch unsere Freunde und unsere Freundinnen da. Aber irgendwie hat es bei uns gesessen. Unsere Eltern agitierten uns nicht, aber irgendwie hat es vorgehalten.

Frühes Theaterspiel

Theateraufführungen haben wir schon als Kinder gemacht. Da haben wir auch die ganze Wohnung umgeräumt, fast demoliert, um Schiffe zu bauen und dann große stürmische Seefahrten zu unternehmen oder selbstverständlich Prinzessinnen und Könige usw. zu spielen, die Kleiderschränke durcheinandergewühlt.

Erste literarische Vorlieben

Ich glaube, mein Weg ging zunächst nur über den Inhalt. Mich haben Leute interessiert, über die geschrieben wurde, Vorgänge interessiert, und ich glaube, zunächst war mir gar nicht klar, wie gut oder wie weniger gut das geschrieben war. Es mußte wahrscheinlich spannend sein. Aber wie die Spannung erzeugt war und wie die Vorgänge und die Personen, für die ich mich interes-

sierte und die ich bis zum Schluß verfolgte durch Lesen – wie das zustande gekommen war, ob das mehr oder weniger gutes Schreiben, das konnte ich nun gar nicht sagen. Aber als ich mich dann selbst mal so dahinsetzte und wollte Gedichte schreiben, wie das sehr viel junge Leute tun, da habe ich mir doch so überlegt: wie kriegt man das rein, daß auch andere eventuell Spaß daran haben? Aber das war alles noch sehr unvollkommen [...]. Dann hatte ich eine ganz große Zeit des Rilke-Lesens, eine lange Zeit des Rilke-Lesens. Das hatte ich, glaube ich, von einer Freundin übernommen, ich weiß es aber nicht. Ich war nur so auf Rilke erpicht, daß ich damals sogar an den Leipziger Insel Verlag schrieb, ich würde gern schon einen Umbruch haben, ich könnte nicht so lange warten. Und das fand ich ganz enorm, das ging mir ins Ohr, das konnte ich auswendig [...]. Das war sehr musikalisch. [...] Ich glaube, da habe ich den Inhalt mitgefressen durch die sehr eingehende Sprache, etwas ganz Umgekehrtes, als es vorher der Fall war. Und diese Zeit habe ich dann gründlichst überwunden, glaube ich. Aber ich habe dann sehr viel durcheinander gelesen, das eine mochte ich und jenes mochte ich nicht. Prosa, Storm mochte ich, Keller mochte ich. Dann hatte ich sehr viele Gedichtbücher, meine Eltern schenkten mir sehr viel, und hatte da auch meine Vorlieben. Damals liebte ich sehr Liliencron. Und der wirkliche, bewußte Versuch, dahinter zu kommen [wie man schreibt], glaube ich, setzte erst ein, nachdem ich Brecht kennengelernt hatte.

Leseerlebnisse im Elternhaus

Ich kann mich nicht daran erinnern, wie und wann ich lesen und schreiben gelernt habe, aber ich erinnere mich haargenau an mein erstes Lieblingsbuch und an meinen Lieblingsleseplatz. Es war ein kleines altmodisches, rot-eingebundenes Buch mit kurzen Gedichten, die mit vielen kleinen Vignetten verziert waren. Eine Vignette bestand aus einer aufgehenden Sonne mit einem Blütenzweig daneben, auf dem ein Vogel saß. Das dazugehörige kurze Gedicht versuchte ich tagelang herauszukriegen, dadurch lernte ich lesen, ich muß etwa vier bis fünf Jahre alt gewesen sein. Ich saß dann im Halbdunkel auf der obersten Treppe zum Boden, genau auf der dritten Stufe von der Bodentür. Durch das Fenster auf dem Treppensatz unter mir sah ich noch das Dach von den hinteren Schuppen und die Apfelbäume in dem verwilderten Kompostgarten dahinter. Hier saß ich ungestört, hier kam höchstens eins der Mädchen vorbei, um in das Mädchenzimmer auf dem Boden zu gehen, um eine Wurst aus der kleinen Räucherammer zu holen oder um Wäsche abzunehmen, die im Winter auf dem Boden getrocknet wurde. Nie haben Bücher eine solche Rolle bei mir gespielt wie bis zu meinem zwölften Lebensjahre. Meine Mutter hielt darauf, daß wir zu Weihnachten und Geburtstagen Bücher geschenkt bekamen, und jedes einzelne wuchs mir derart ans Herz, daß ich es später lange nicht verwinden konnte, als ich einmal in den Ferien nach Hause kam und die Bücher verschwunden waren. Meine Mutter hatte nichts von meiner übergroßen Zuneigung zu diesen Büchern geahnt und sie an Kinder in einem Nachbardorf verschenkt. Sie versuchte mir die Bücher zu ersetzen, aber das war ganz unmöglich. Das fette kleine weißliche, leinengebundene Buch mit »Eulenspiegel«, »Münchhausen«, »Reineke Fuchs« und »Don Quichote« war unersetzbar.

Schwabs »Sagen des Altertums« ebenfalls. Ich kannte jede Seite, fast jeden Buchstaben. Aus allen Büchern hatte ich, wo es nur ging, die Illustrationen herausgerissen. Ich konnte sie nicht leiden, weil sie mir etwas vorwegnahmen, was ich mir selber ausdenken wollte. Alle meine Bücher waren, wie man mir immer wieder vorhielt, »verschmiert«. Wo nur ein kleiner freier Fleck war, zeichnete ich etwas hin. Genauso unglücklich, wie ich über illustrierte Bücher war, war ich über »ausgewählte« Erzählungen, über die »schönsten« Gedichte. Da griff jemand in mein Recht ein, selber auszuwählen, selber zu bestimmen, was schön war. Daß ich wahrscheinlich gar nicht die Möglichkeit hatte, alles zu lesen, von dem ich dann eine »Auswahl« hätte treffen können oder das »Schönste« aussuchen, darauf kam ich überhaupt nicht. Erst viel, viel später, als ich den Lehrerinnenberuf an den berühmten Nagel gehängt hatte, von dem ich ihn dann [noch] einmal abnehmen sollte, söhnte ich mich aus Vernunftgründen mit Auswahlbänden aus.

Die Bodentreppe blieb lange Zeit mein Lieblingsleseplatz, auch schon wegen der Nähe der »Rumpelkammer«, die neben der Mädchenkammer lag und die einen Teil des Nachlasses meines Großvaters beherbergte, darunter den weniger wertvollen seiner Bibliothek, sofern sie nicht unten im Sprechzimmer meines Vaters auf den riesigen Regalen über den medizinischen Büchern stand. Hier oben waren »Romanbibliotheken«, Hunderte von Bänden und Bändchen in jeder Farbe, meistens aus den achtziger Jahren, und gebundene Jahrgänge der »Meggendorfer Blätter«, der »Fliegenden Blätter«, des »Simplicissimus«, »Über Land und Meer«, »Velhagen und Klasing's Monatshefte«, »Westermanns Monatshefte« und viele Einzelbände und Hefte. Dann waren in der Rumpelkammer alte Bilder, Kasten und Kästchen, Vasen, Silberzeug, Klingelzüge untergebracht, es dauerte Jahre, bis meine Schwester und ich alles »entdeckt« hatten. Ne-

ben den Romanen war unsere wichtigste Entdeckung ein Kästchen mit den Briefen meiner Mutter und meines Vaters vom Anfang ihrer Bekanntschaft bis zur Heirat. Als ich die ersten Liebesbriefe gelesen hatte und nachher in die Küche kam und meine Mutter sah, war ich noch so verstört, daß ich – ich war in dieser Woche dran mit Tischdecken – sämtliche Suppenteller fallen ließ, die ich gerade ins Eßzimmer tragen wollte. Wie ruhig und vernünftig war doch Mama, wie alt und trotz ihrer Lustigkeit Respekt einflößend! Immer wieder studierte ich die Photographien aus ihrer Mädchenzeit in den dicken Lederalben im Wohnzimmer. Der offene leidenschaftliche Ton der Liebesbriefe schien mir nicht zu ihrem sehr jungen, frischen Gesicht zu passen. [...]

Ausbildung als Lehrerin (1912-1922)

Und dann bin ich dann schließlich weggeschickt worden, nein, hatten wir Privatlehrer, dann bin ich auf eine höhere Schule geschickt worden, die ganz weit weg war von Zuhause, also für meine Begriffe ungeheuer weit weg, in die Nähe von Leipzig. Und da wurden Mädchen dann mit höherer Schule versorgt, und dort habe ich dann auch ein Lehrerinnenexamen gemacht. Das saß dann obendrauf, und von da bin ich dann erstmal Lehrerin geworden. Und als ich das nicht mehr mochte, bin ich über einen kurzen Aufenthalt zuhause nach Berlin gefahren, weil dort, wo ich unterrichtet hatte, da war ein Student zu Besuch aus Berlin, und er hat mich so dringend überredet, nach Berlin zu kommen und weiter zu studieren.

*

Zunächst mal wollte ich keine Lehrerin werden, um das richtig zu stellen. Es gab nur zu Hause so wenig andere Möglichkeiten. Weiterlernen konnten wir ja überhaupt nicht. War in der Volksschule gewesen, dann hatten wir eine Privatlehrerin gehabt, und dann mußte ich schon für die höheren Klassen von zu Hause weg. Das gab nichts für uns. Ja, und dann war eigentlich Lehrerin so das naheliegende. Und das bin ich wirklich ganz schweren Herzens geworden. Und hätte mir nie träumen lassen, daß ich später so gern unterrichtete.

*

Ja, meine Mutter, die mich an und für sich hätte [vor einem Umzug nach Berlin] zurückhalten sollen, weil ich etwas krank war, die war sehr einverstanden. Für die konnten wir eigentlich nicht weit genug gehen und auch an die entlegensten Orte. Sie hat gesagt: Ihr könnt jeder-

zeit zurückkommen, wenn euch etwas passiert, sagts nur, macht keine Dummheiten. Wenn ihr Dummheiten macht, kommt erst recht zurück und sagts. Weil sie selbst sehr viel gereist war, wahrscheinlich, und hatte auch gern, wenn man ihr was erzählte. Mein Vater war, hauptsächlich weil meine Mutter krank war, durchaus nicht dafür. Nun ja, aber da [...] war so Vieles im Spiele damals, daß ich nach Berlin mußte. Aber das wollte ich immer. [...] Aber dass mein Vater nicht dafür war, das hatte auch einen ganz großen materiellen Nachteil. Er sagte, wenn du gehst, das Geld dafür bekommst du nicht von mir. Und da konnte ich nicht, wie ich wollte, zunächst studieren, sondern mußte arbeiten, um das Geld dafür zu haben. Das war dann auch, wie man so schön sagt, ein Teil Lebenserfahrung und hatte dann ja auch weitere Konsequenzen.

Berlin (1924 ff.)

Die erste Zeit

Ich war vorher nur ein Mal in Berlin gewesen, meine Schwester war hier gewesen und die hatte ich besucht. Und ich erinnere mich damals schon – sie wollte mir Berlin zeigen und wir gingen den Kurfürstendamm entlang. Da hab ich sie immer von der Seite angeguckt und hab mir gedacht, das ist doch gar nicht möglich, die ist doch jetzt schon ein paar Jahre in Berlin und sieht eigentlich unverändert aus. Das muß doch einen Eindruck machen, der sich auch im Gesicht ausdrückt, wenn es so anders ist wie auf dem Land. Ich war ja eigentlich nur auf dem Land gewesen, vorher.

*

Ich wollte Reisen machen, enorm viel Reisen machen, weite Reisen machen. Als ich dann nach Berlin kam – was ja nun eigentlich schon ein wichtiger Schritt war, den ich so unternahm [...], war es eine Zeit einer großen Wohnungsknappheit, nach dem Ersten Weltkrieg. Ich dachte immer: Was müssen das für Übermenschen sein, die im Besitz von Wohnungen, und vor allen Dingen von Atelierwohnungen sind! Eine Atelierwohnung war für mich überhaupt das Nonplusultra. So bescheiden wurde ich dann wieder – im Gegensatz zu den ganz großen Reisen, die ich machen wollte. Aber das hat sich dann auch im Laufe der Zeit gelöst, das Problem, und dann kamen ganz andere Probleme. Ja, und dann wollte ich eine Zeitlang schreiben, da wußte ich dann schon, daß ich den Lehrerberuf aufgegeben hatte. Ich wußte nicht, daß es eigentlich nur zeitweise war, daß ich wieder darauf zurückkommen würde.

[Ich] arbeitete zunächst bei einer kleinen Zeitung, dann bei einem Architekten, der damals schrecklich viel Villen im Grunewald baute und selber schrieb, und deswegen wollte er mich eigentlich haben. Dort war ich hingekommen durch jemand vom Fischer-Verlag, den ich kannte. Und von dort bin ich dann zu einem Schriftsteller gegangen, der den Buchhandel zwischen Deutschland und England und Deutschland und Amerika wieder in Gang bringen wollte. [...] Ich saß da allein, konnte aber da wohnen in der Wohnung, die vollgestopft war mit Büchern, es kamen auch jeden Tag neue. Und da mußte ich dann diese Bücher lesen und eine kleine Synopsis machen, und dann habe ich – obwohl ich wirklich gar nichts davon verstand, aber radikal nichts, da habe ich mir ein Verlagsverzeichnis verschafft durch diesen Bekannten im Fischer-Verlag und habe dann meine Synopsen auf lange Bogen sauber geschrieben, verschickt an die Verlage.

Brecht

[Eine Freundin] hatte eine ganz große Wohnung, Uhlandstraße, Kurfürstendamm. [...] Die kannte sich aus, die kannte schrecklich viele Schriftsteller, Schauspieler usw. Und die sagte mir eines Tages: Ach, der Brecht ist wieder in Berlin! Nun ja, es ergab sich, daß der auch eines Nachmittags sie besuchte. Er kannte sie von ein paar Jahren zuvor. [...] Das war die Dora Mannheim, Doris. [...] Ich hatte den Namen [Brechts] gelesen, weil dieser Mann, bei dem ich damals war, der kriegte auch Belegexemplare zugeschickt. Und da war von Kiepenheuer gekommen der Baal und – was war da noch? – der Eduard. Die waren da, und ich hab versucht, sie zu lesen, und ich weiß, ich hatte ganz, ganz große Schwierigkeiten. Und ich weiß, ich bin rübergerannt zu einer

Freundin, die bei einer Frau wohnte, die einen Sohn hatte, der Germanistik studierte. Und ich habe ihm gesagt, er möchte mir doch etwas erzählen von dem Brecht und mir auch mal was vorlesen. Das war der Gesang vom großen Baal, das weiß ich noch wie heute. Das war aber nicht sehr zufriedenstellend. Und dann habe ich gehört, wo Brecht herkam und daß er schon Stücke aufgeführt hatte, daß schon Stücke aufgeführt waren in München und auch in Berlin und dann hatte ich natürlich gehört im Herbst 24, daß ein Stück in Berlin aufgeführt war. Aber da hatte ich schon die Grippe und konnte nicht hin. [...] Das war das Dickicht, im Oktober 24. Nun ja, und dann hörte ich eben wieder von dieser Kollegin, Mitarbeiterin in dem Büro – von Brecht. Und als ich hörte, daß der eines Nachmittags kommen wollte – ich war nie so versessen auf prominente Leute, oder auf bekannte Leute, ich weiß es nicht, aber an dem Tage war ich besonders unleidlich. Ich sagte: Du, mir ist so schlecht und ich will das nicht! – Willst du nicht wenigstens einen Tee mittrinken? Nein, nein, nein. Dann bin ich rausgegangen, und dann war das Wetter so schlecht, und es hat so geregnet, daß ich nach einer Stunde wiedergekommen bin und hab mich hinten reingedrückt, und sie holte gerade neuen Tee und hat mich gesehen. Und dann wurde ich mit nach vorn geschleppt und hab da gegessen und sah da einen sehr dünnen Menschen, der hin und her ging, mit Lederjacke, sehr freundlich, und der erzählte dann ein paar Geschichten. Die hatten ein Gesprächsthema – das weiß ich jetzt gar nicht mehr – Theater, Proben. Und ich war wirklich so verschnupft und so – ganz unlustig, mich zu beteiligen, daß ich kaum etwas sagte. Und dann mußte er zu irgendeiner Probe oder einer Aufführung gehen, und er ist gegangen, und wir haben uns verabschiedet. Sie brachte ihn an die Tür usw., und ich ging zurück, dann wieder in die Wohnung, wo ich gearbeitet hatte, das war schon am näch-

sten Morgen früh. Und dann ging das Telephon, und dann war es: »Hier Brecht. Ich bin noch nie so unfreundlich verabschiedet worden!« Ja, und dann habe ich versucht, etwas freundlicher zu sein und daraus ergab sich dann diese lange Mitarbeiterschaft. [...]

Ich war eigentlich auch nicht besonders freundlich. Aber ich glaube, was ihn bestochen hat, das hat er mir auch gesagt: ich hätte so gut zugehört. Wir sind dann am selben Abend spazierengegangen, das weiß ich. Das war auch sehr angenehm, weil ich am Rande des Grunewalds wohnte, und das war wirklich sehr sehr hübsch, und also das Zuhören wars. Daß ich so erkältet war, hatte er gar nicht wahrgenommen. Daß auch das ein Grund war, warum ich den Mund nicht aufmachte. Aber das war es dann in Zukunft sehr viel, das Zuhören – bei der Arbeit zumindestens. Ich brachte [...] einiges ein in die Zusammenarbeit. Denn es war ganz wichtig: der Brecht brauchte jemanden, der bestimmte Sachen begriff. Oder, daß etwas, das er nicht so gut konnte, daß der andere das konnte.

Mann ist Mann

Es war dringend, daß er jemanden fand, der sich [mit ihm] hinsetzte, morgens. Das heißt, ich hatte vier Wochen Zeit, mir das ungefähr zu überlegen. [...] Brecht war ziemlich unglücklich, was seine Arbeiten anging, in Berlin. Er kam nicht recht vom Fleck. Der Kiepenheuer hatte sich so gefreut, als der Brecht ihm mitteilte, er käme zu Reinhardt. So war er in Reichweite vom Kiepenheuer-Verlag. Die konnten ihm also im »Genack« sitzen, daß er seinen Vertrag erfüllt, mit zwei Stücken und der Hauspostille. Und wie gesagt, allein setzte er sich gar nicht so gern hin, in dieser ihm ja noch sehr fremden Stadt, obwohl er viele Leute kannte. Er verwickelte mich

in viele Gespräche über das, was ihn am meisten bedrückte: Das war die Arbeit an »Mann ist Mann«. Er sagte mir, er habe in München mit jemand gearbeitet – das war der Burri. Feuchtwanger hätte ihm geholfen. Aber die seien beide jetzt eben fern in München. Und es sei doch auch langweilig, da so zu sitzen, allein über einem Stück. Und er fing an, mir den Inhalt zu erzählen, und wo er jetzt nicht weiterkam, seiner Meinung nach. Und er hat es mir ziemlich ausführlich erzählt. Aber – ich werde es nie vergessen – ich fand mich nie in dem Stück zurecht. Denn ich verwechselte die Szenen immer, wenn er von der Szene sprach: »Waggon-Szene« oder die »Pagoden-Szene« – das war für mich alles böhmisches Dorf. Irgendwie konnte ich es mir nicht merken. Aber dann kam er zu diesem kritischen Punkt. Er wußte, wie es weiterging, nämlich, daß ein Mensch verwandelt werden wollte in einen anderen. Das war ein alter Augsburger Plan und er hatte schon mal in einem anderen Stück versucht, darüber zu schreiben. Jetzt sollte er [Galy Gay] in einen Soldaten verwandelt werden, er sollte einen anderen Namen kriegen, er sollte ein ganz anderer werden. Jetzt waren er [Brecht] und auch schon seine Münchener und Augsburger Freunde darauf gekommen, daß es am besten wäre, wenn er [Galy Gay] ein Verbrechen beging, das er nicht getan haben wollte. [...] Aber wie es dazu kam, daß der Mann in einen anderen verwandelt wurde, ja, daß er verwandelt werden wollte, ein anderer sein wollte? Dieses Glied in der Fabel – das war ihm noch nicht eingefallen.

Und nun hatte ich ziemlich genau zugehört, stellte ihn [Galy Gay] mir sehr bauernschlau vor. Das war ungefähr die Stelle, wo er immer weg wollte, weil er immer noch im Kopf hatte, daß er den Fisch zu seiner Frau bringen müsse. Und außerdem kamen sie ihm sehr merkwürdig vor, diese Herren Soldaten. Und sie hatten auch immer Angst, er geht weg. Er schien ihnen ein sehr dankbares

Objekt für die Verwandlung zu sein, um ihren vierten Mann zu ersetzen. Und er wollte weg. Geht immer schon ein paar Schritte zur Tür, bis er schließlich wirklich schon an der Tür ist. Sie wollen ihn um eine Gefälligkeit bitten, den vierten Mann zu spielen. Und da sagt der Uria – das ist jetzt der Text, der sich dann ergab –: »Wie immer Sie heißen mögen, Sie sollen für Ihre Gefälligkeit etwas gehabt haben.« Nun war Galy Gay schon empfänglich für Gefälligkeiten. Er war Packer am Hafen und auf Trinkgelder angewiesen. Und der Uria, er sagt: »Bleiben Sie ruhig mit dem Türgriff in der Hand!« Es handele sich um ein Geschäft. Und jetzt fällt denen nicht viel dazu ein. Da sagt der Jesse: »Dieses Geschäft ist das beste, was in Kilkoa zu machen ist!« Jetzt bauschen sie irgendein fiktives Geschäft auf. Der Uria beobachtet Galy Gay ganz scharf, bemerkt sein Interesse an dem Wort »Geschäft«. Und jetzt sagt der Uria: »Es ist unsere Pflicht, Ihnen anzubieten, sich an diesem horrenden Geschäft zu beteiligen.« Darauf läßt der Galy Gay die Tür fahren und kommt wieder zurück: »Geschäft?, sagten Sie eben Geschäft?« Und jetzt werden die drei ganz reserviert: »Möglich, aber Sie haben ja keine Zeit, nicht?« Und er dann sofort wieder: »Zeit haben und Zeit haben, das ist ein Unterschied«, usw. Und das Wort »Geschäft« ist ihm im Ohr, und damit hatten wir es, nicht wahr? Er steigt jetzt ein in den Verkauf des Armee-Elefanten Billy Hampf und damit sitzt der Galy Gay drin in der Verwandlung. Denn jetzt wird das so gedreht, daß er einen Armee-Elefanten unrechtmäßig verkauft usw. Es wird bestätigt, daß er der Käufer war, usw.

Also, das Stück lief jetzt weiter. Wie gesagt, es war eine kleine Hilfeleistung, und ich hatte nicht gewußt, wie wichtig sie Brecht war. Sie war ihm dann so wichtig geworden, daß er den Kiepenheuer überredete, mich als Lektorin anzustellen, mit der Maßgabe, ihm zu helfen, Brecht, in diesem Stück zum Beispiel.

[...] Ja, zuerst haben wir gar nicht an dem Stück gearbeitet, zuerst haben wir dann sehr viel andere Sachen gemacht. Und am Ende des Jahres war die Fassung doch fertig, also nicht eigentlich, was Sie hier sehen, sondern das wurde noch abgeschrieben und war x-mal wieder verändert worden. Dies hat Brecht dann einbinden lassen. Das sind Manuskripte aus der Zeit und aus der Zeit davor. Dies zum Beispiel ist, was er den Ur-Galy Gay nannte. Das ist die erste Fassung, die Augsburger Fassung. Und dann kam »Galy Gay oder Mann ist Mann«, 1925, von Brecht geschrieben. Das ist wahrscheinlich schon meine Tippschrift, die kann man ja alle [im Vergleich zu den Tippschriften anderer] sehr deutlich erkennen. Das ist ein Plan. Hier sind Skizzen von dem »Mann-ist-Mann-Song«: »Ach Tom, hast du auch deinen Koffer gepackt / Hast du schon Reis gegessen?«, wo wir dann auch diese hervorragende Melodie zu fanden, aus der »Butterfly«. Besetzungsvorschläge schon. Viele [Seiten] sind zusammengeklebt, aber das macht ja nichts. Das sind alles erste Szenen, die eigentlich die Grundlage waren dann für diesen Druck. Der ist ja ziemlich ähnlich wie die erste Ausgabe 1927. Dies zum Beispiel ist von Hesse-Burri geschrieben, nach Diktat. Das ist typisch Hesse-Burris Tippschrift. Hier ist eine Zeichnung vom Caspar Neher. Das ist vor der Pagode des Herrn Wang, nachts. Einige Namen waren damals noch nicht [gefunden]. Hier ist wieder von Hesse-Burri geschrieben, in Augsburg. Aber das bin ich schon! [...] Ja, also, dies sind die wichtigsten Manuskripte für die Vorbereitung der Buchausgabe 1927, mit Brechts Sachen.

Arbeit im Kollektiv

Ich hatte einen Horror davor, bei jemandem zu arbeiten im freien Beruf. Und nun war es schon sehr gut, daß ich ins Lektorat von Kiepenheuer kam als Dramaturgin, als Lektorin. Aber da wußte ich überhaupt nicht, was zu machen war, da hatte ich überhaupt keine Ahnung, ich hatte vom Verlagswesen zu wenig Ahnung. Vom Kiepenheuer wurde ich bezahlt. Und sonst, hatte ich gesagt, da will ich nichts haben, alles was ich sonst brauche, verdiene ich mir selber. Und die Zeit habe ich mir genommen, da habe ich viel übersetzt, weil das ging schneller als selber schreiben. Erst neulich ist mir eine Geschichte in die Hände gefallen, da habe ich ganz fix aus dem Französischen übersetzt, mit meinem Schulfranzösisch. Aber die Übersetzung ist ganz schön, das ist ganz erstaunlich. Ich würde es sicher heute nicht besser machen können. Ob sie ganz stimmt, das weiß ich nicht. Sie liest sich gut. [...] Ja, da habe ich viele Nächte durchgearbeitet, das muß ich schon sagen. [...]

*

Damit das nicht so aussieht, als ob die Mitarbeiter ausgebeutet wurden. Wir hatten ja unendlich viel davon. Hätten wir gesucht, hätten wir inseriert, hätten wir die besten Leute gefragt, wäre wahrscheinlich keiner darauf gekommen zu sagen: Ja, wenn Sie etwas schreiben lernen müssen, gehen Sie zu Brecht! Der hätte sich auch wahrscheinlich bedankt. So hatten wir das, nicht wahr. Er hat einem ja auch geholfen. Es tut mir immer leid, daß ich das eine Manuskript nicht habe, wo er so am Rand angestrichen hat, was ihm gefiel, was er veränderungswert fand und so. Oder was man sonst gelernt hat! Brecht lernte damals Kurzgeschichten schreiben. Er nahm sich so Genres vor, und die mußte er dann beherrschen. Das war aber auch sehr leicht und locker. Da-

mals kam die Short story nach Deutschland, nach dem Krieg. Und die Form ist ja nicht einfach die Form einer gewöhnlichen Erzählung oder Novelle oder von irgend etwas, sondern eben eine Short story. Und das wurde exerziert. [...] Da gab es zum Beispiel »Das Paket des lieben Gottes« oder »Eine kleine Versicherungsgeschichte«.

*

Und dann hat er mich ermutigt und hat mir sozusagen Ratschläge gegeben, wie man das macht. Ja, das soll mal ein anderer kriegen, so am gewöhnlichen Vormittag, so nebenbei! Also das fand ich immer großartig. Oder auch für das Stückeschreiben.

*

Nun ja, und es waren auch dann zwischen Brecht und mir sehr viele Gespräche. Ich kann es mir heute selber kaum vorstellen, was für ein Partner ich damals war.

*

Die Mitarbeit bezog sich doch nicht nur auf das rein Sprachliche, sondern auch das Dramaturgische, auf die Einfälle für Szenen, wie etwas weitergeht, auf Verzahnungen. Wie weit kann man eine Szene belasten, welche Verkürzungen müßten zum Schluß hin eintreten? Ich hatte immer den Eindruck, daß gemessen an dem, was ich so auf der Schule vom Stück gehört hatte, vom Drama, daß diese [von Brecht angestrebte] lockere Form in Szenen oder Bildern sehr viel leichter sein müßte. Es war viel schwerer. So eine Bildfolge, eine Szenenfolge zusammenzuhalten war sehr schwer. Nun ja, da hat man sich so allmählich etwas beigebracht, nicht, wenn man dazu gehörte: das Für und Wider. Durch das Für und Wider, das ja bei den verschiedenen Stücken verschieden gehandhabt wurde, hat man allmählich was begriffen. [...]

Aber ich wollte noch zum Wort »Mitarbeiterin« etwas sagen. Es ist wirklich der Akzent sehr auf »-Arbeiterin«. Da muß man beitragen, beischaffen. Das war aber kein Zwang. Das ergab sich automatisch. Und wo das einfach nicht war, wer nicht gewillt war beizutragen – der schied aus, der wurde gar nicht 'rangezogen. Und das »Mit« – also im Grunde »mit wem?«, das ist ja auch nicht unwichtig dabei. Hier hat sich jedes Kollektiv, was zusammengearbeitet hat bei Brecht, enorm verbessert, immer mehr Kenntnisse erworben in bezug auf die Arbeiten, die gemacht wurden, vor allem bei Stücken. Ich glaube es wenigstens

*

Wenn man bei der zumeist vormittäglichen Arbeitssitzung zu keinem befriedigenden Ergebnis gekommen war, hat man sich im Verlaufe des Tages womöglich noch angerufen: »Mir ist da noch was eingefallen«, oder »Ich glaube, das geht doch nicht, wie wirs heute morgen hatten!« Und dann wurde am nächsten Morgen wieder angefangen. Oder Brecht rief noch ganz spät an und sagte: »Ich glaube, jetzt hab ichs wirklich!«

*

[Die Arbeitssituation war oft] ganz verschieden. Es war auch oft Eile geboten, nicht, wir haben auch oft getrödel. Und manchmal mußten wir uns sehr anstrengen und uns sehr beeilen. Aber es lag dann immer etwas auf dem Tisch. Wir wurden immer ermahnt, durch das, was vor uns war, irgendwie uns ernsthaft zu beschäftigen.

*

Es war keine Rivalität da, wer was beisteuerte [...] wie ich das in Amerika so oft erlebt habe. Jeder saß da: das ist meins und das bringe ich dann ins Gefecht und das ist dann so viel wert! Das war ja furchtbar. [...] [Das betraf

auch] Einfälle, Gags usw. Das war es [bei uns] nicht. Da hat niemand zurückgehalten, das wurde auf den Tisch gelegt. Wenn es irgendwie schwierig war, weiterzukommen bei einer kritischen Stelle, dann haben sich alle gefreut, wenn jemandem was eingefallen ist, wie es weiterging.

*

Ich kann [...] nur sagen, wir haben unendlich viel gelacht, während der ernstesten Arbeit. Und wir sind auch abgeschweift. Aber das war dann immer so, das hat sich so ergeben, nicht wahr. Und es hat der Arbeit eigentlich nie geschadet. Die Arbeiten sind ja fertig geworden, das kann man ja nachlesen und nachprüfen. Wir haben ja nicht nur – wie der Brecht sagt – gedillidallit. Aber es war so. Es war leicht, und immer wurde sehr vieles auch mit Humor gemacht und vorgebracht – es wurde lustig gemacht, einfach. Ich will nicht diese sehr strapazierten Wörter, die Brecht in die Welt gesetzt hat, noch mal strapazieren: vergnüglich, unterhaltsam, unterhaltend, spaßhaft usw. Aber ein Wort muß ich einfach behalten – das ist das Wort »Spaß«. Es war ein Spaß. Es war ein großer Spaß. Die schwere Arbeit war ein großer Spaß. Und schwer war die Arbeit dadurch, daß ja sehr vieles an der Arbeit auch neu war. Und Brecht tat sich selber nicht sehr leicht zum Beispiel mit dem Konstruieren einer Stückfabel. Das war harte Arbeit. Ihm fiel sehr schnell irgendeine Idee für ein Stück ein, die auch in zehn oder zwanzig Zeilen formuliert werden kann. Aber es dann dramaturgisch aufzuarbeiten, das war gar nicht leicht, weil er ja auch sehr viel mehr Ansprüche stellte an ein Stück als andere.

*

[Es war] ganz wichtig, zum Beispiel, daß da eigentlich Rivalitäten, Eitelkeiten – wenn sie überhaupt da waren –

unter den Tisch fielen. Das war nicht da. Jeder hat das, was ihm als Vorschlag wichtig erschien, [geäußert]. Und er hat wirklich den Vorschlag nur gemacht, wenn er ihn für wichtig hielt. Geschwätz und dummes Gerede konnte Brecht nicht leiden. [...] Bei wirklichen Mitarbeitern, bei solchen Menschen, die Brecht als Mitarbeiter bezeichnete, habe ich es nie erlebt. Aber ich habe es bei anderen erlebt, daß Brecht sie weggeschickt hat, weil sie seiner Ansicht nach dummes Zeug geredet hatten und denen, die wirklich etwas zu sagen hätten zu der Sache, die Zeit weggenommen haben. Das war für ihn vertane Zeit. Und die durften dann auch nicht wiederkommen. Man mußte auch [eigene] Interessen anmelden bei ihm. Oder er mußte es merken, daß Interesse vorhanden war und daß man die Interessen intensiv verfolgte. Das war der Grund der Begabung für ihn, das Verfolgen von Interessen. Das hat er ja im Theater sehr oft gesagt.

*

Die Arbeit wurde nicht tierisch ernst betrieben. Es war eine wirkliche Unterhaltung, so schwer die Arbeit immer sein konnte. Es war ein Spaß. Dann war es ein permanentes Lernen, was aber auch ein Spaß war. Das klingt vielleicht übertrieben, aber es war so. Und für einige, die so freiwillig dazukamen, war eben die Verlockung, sich an dem Spaß zu beteiligen, sehr groß und manchmal sehr schwer in Einklang zu bringen mit dem, was sie eigentlich tun sollten, was sie eigentlich zum Geldverdienen brauchten. Im Anfang war ja das so, daß kein Mensch wußte, was bei einer Arbeit rauskam. Zunächst wurde auch nicht danach gefragt. Wenn man das Minimum [zum Leben] hatte, dann ging es ja, dann konnte man sich da einen ganzen Vormittag hinsetzen und an irgendwas arbeiten, auch, wenn es lang dauerte und wenn man am Mittag nicht fertig war oder am Nach-

mittag. Das ging dann einfach weiter. Darüber haben wir eben wenig nachgedacht.

*

Bei Songs, bei ausgesprochenen Song-Texten für Stücke zum Beispiel, das haben wir oft zusammen gemacht, auch schon in den zwanziger Jahren. [...] Er kam sehr bald darauf, daß ich Klavier spielen konnte. Es war nicht besonders weit her. Meine Mutter hatte es sich einmal anders geträumt. Sie war auf dem Konservatorium gewesen und sollte Pianistin werden. Sie hat dann geheiratet, und dann war es aus. Und sie hatte von mir so was ähnliches gedacht. Und jetzt kam das Brecht ungeheuer zustatten. er hatte sich selbst in Augsburg auf der Gitarre begleitet, schaffte sich in Berlin schnell ein Banjo an. Und es war Helene Weigel, die ein altes Tafelklavier anschaffte. Und das wurde jetzt stapaziert. Es wurden unendlich viel Songtexte gemacht, an den Vormittagen, mit Melodien dazu.

Autobiografische Schreibübungen

1

Wer sie so sah, hätte ihr das nie zugetraut. Keinem hatte sie gesagt, daß sie ohne Stellung sei u. eigentlich ohne Wohnung, denn ihre Miete hatte sie schon seit 2 Monaten nicht [bezahlt], aber auch hier wie bei vielen anderen Gelegenheiten halfen ihr ihre großen offenen braunen Augen und ihr schüchtern-ernster Mund. Nur wenige wußten, daß sie kein Geld hatte. Sie hatte eben ihren Stolz. Sie dachte immer, es würde sich schon alles bald regeln und schließlich sei es auch schon recht so. Sie habe es auch nötig, sich zu schinden. Dabei ging es ihr aber von Tag zu Tag schlechter.

Es sickerte so langsam durch u. eines Tages kam es eben raus. Keiner wußte Genaues über ihr Privatleben, keiner wußte, daß sie vom Lande sei, wo ihr Vater Arzt war, infolge seines Alters nicht mehr [vier Worte unleserlich] habe, auf sich gesetzt, ihre Mutter als einziges Kind reicher Eltern. Es mußte vieles zu Hause nicht stimmen, u. ihre Jugend schien trüb [?] gewesen zu sein.

Sie hatte, das wußte man bestimmt, nur ihr Lehrerin.exam. f. höh. Schulen gemacht, habe ihre Zöglinge mit Erfolg auf [unleserlich] Lyzeum 1. Kt. gebracht, habe selbst nicht mehr Erzieherin sein können, sei aus Liebe zu einem Vetter [?] ihrer Schülerin nach Berlin gekommen.

2

Jawohl, das ist der springende Punkt. Nicht mehr allein herumschinden. Nicht mehr allein alle Steuerschikanen ausbaden müssen, nicht immer sich wenn man heimkommt mit dem Hausschlüssel herumquälen, das Licht

anknipsen und das unheimlich stille Stiegenhaus emporsteigen!

Aber da sind auch noch die Bekannten... Die sind natürlich auch dafür, daß ich heirate, schon deswegen, daß ich sie dann viel besser und ausgiebiger einladen könnte. Und manche und mancher hätte dann vielleicht Gelegenheit, bei mir wieder manche oder manchen kennen zu lernen...

Nicht, daß ich keine Männer kennen würde. Oder nichts von ihnen wissen wollte! Oh nein, ich kenne nicht gerade übermäßig viele, aber ausreichend viele und es ist auch mancher darunter, den ich heiraten würde. Und ich mag die Männer sehr gern. Sie sind für eine Frau der einzig richtige Umgang, um sie auf der Höhe zu halten. Ich will auch heiraten. Ich stelle gar keine besonders hohen Ansprüche.

Woran liegt es, daß ich diesen Mann nicht finde?

Ich habe einen Hauptfehler, ich habe nicht viel Geld. Was ich brauche, verdiene ich mir, aber ich hoffe immer mehr zu verdienen.

Wie ich mir das früher gedacht habe. Tatsächlich: es muß ein Prinz sein.

Ich komme in die Großstadt und denke nicht ans Heiraten. Jetzt möchte ich schon...

Zunächst, glaube ich, muß ich wegen der Bildbeigabe etwas rechtfertigen. Denn ich bin keine prominente Filmschauspielerin, keine berühmte Schriftstellerin, besitze keine Tennisweltmeisterschaft und habe nicht den Kanal durchschwommen, und trotzdem glaube ich, muß ich Ihnen mein Bild hier zeigen. Damit Sie nämlich sehen, daß ich gar nicht so übel aussehe. Und damit Sie nicht denken: wer weiß, was das für eine miese Person ist, die hier noch keinen Mann gefunden hat, sondern sehen, daß ich eigentlich gar nicht so mies aussehe. Meine Urgroßtante, die in der ganzen Familie die Fürstin hieß und die mit 84 Jahren starb und bis zu ihrem

Tode mit langen weißen Glacéhandschuhen bei Tisch erschien, war die schönste Frau, die es geben konnte, aber sie hat nicht geheiratet. Sie war ungeheuer stolz und ungeheuer energisch.

3

Siehst du, ihr Fall ist ein Schulbeispiel. Sie war nicht eine Frau wie jede andere, sie konnte ungeheuer viel und hatte nicht ohne Anstrengung und bittere Erfahrung gelernt, sich immer selbst zu helfen – in jedem Sinne, den du willst. Aber daraus erwuchs ihr Unglück. Sie wurde immer und von allen im Stich gelassen und man rechnete es sich fast noch zur Ehre an, daß man ihr zumutete, daß sie eine Frau war, die sich zu helfen wußte. Nichts ist mehr wert als eine gewisse Hilflosigkeit, mit der man nicht hinter dem Berg zurückhält und die intensiv genug ist, andere zur Hilfe zu zwingen. Du weißt das alles besser als ich: du bist nicht aus eigenem Antriebe in die Stadt gekommen. Ein Mann hat dich dazu überredet. Er war schon länger in der Stadt. Solange du noch nicht telephonieren konntest und es dir peinlich war, wenn er dich aus deiner Pension abholte, ging alles gut, sobald du dich einigermaßen zurechtfindest, war es aus. Eigentlich ging es nicht von ihm aus, sondern von dir, du kriegtest ihn über, weil er dauernd von Indien faselte und die Hauptstadt und ihre Vergnügungen, über die Feste der Tolteken, die es nicht mehr gibt. Eines Nachts wart ihr im Café in der Nürnbergerstraße und du standest um $\frac{1}{2}$ 1 Uhr auf und sagtest: du müßtest leider gehen, zu einer Freundin. Am nächsten Tag sagte er zu mir: wenn Frauen läufig werden, dann kann man nichts machen, dann sollen sie laufen. Und am Tag darauf paßte er dir auf und er war dir widerlich. Ich weiß: er ist dir noch heute widerlich. Aber letzte Nacht warst du bei ihm. Er ist *[gestrichen: einer von der Sorte, die dünn sind wie ein Hering]* wie der Teufelsfisch, der

die Größe eines Herings hat, aber die Menschen anfällt wie ein Jaguar. Ich glaube nicht, daß seine Freundschaften länger als zwei Jahre dauern. Ich begreife nicht, wie du zu ihm gehen konntest, der dir so widerlich geworden ist. Ein Mann, der sich zwei Jahre, nachdem er mit einer Frau zusammen war, den Vater ihrer ungeborenen Kinder nennt, ist ein Schwein. Seine Hände sind kalt und rissig und als er meine Knie anfassen wollte, habe ich ihm auf die Hand gespuckt. Darauf holte er ein kleines Bild, das er damals vor zwei Jahren von dir gemalt hatte, und sagte, du sähest noch genau so aus wie damals, als du ihn liebtest und ihm zu Weihnachten einen Baum schicktest, ehe du wegfuhrst, und du hast ihn angebrüllt, du sähest nicht mehr so aus, du wolltest nicht mehr so aussehen und er solle dich endlich schlafen lassen, denn es sei schon drei Uhr. Gegen Morgen machte er dir Tee und du ließest dich von ihm bedienen, du batest ihn um einen japanischen Holzschnitt, den er besonders liebte, und er gab ihn dir, voll guter Hoffnung. Du stecktest ihn in deine Manteltasche und gingest, ohne ihm die Hand zu geben, denn sie war dir zu widerlich und als du draußen warst, hattest du schon alles vergessen, so wenig war er dir mehr wert, und du warst schlechter Laune, weil du müde warst und keinen Ort hattest, wo du schlafen konntest. Und aus lauter Trotz schlossest du mit einem Mann ein Geschäft ab, den du von einem Straßenautomaten anriefst, und du verdienst dadurch die nächsten vier Wochen viel Geld, wofür du nur 1 Tag zu arbeiten haben wirst. Du fängst überhaupt an, dir die Zeit mit Geschäften zu vertreiben, und niemand weiß es, wie glücklich dich das macht.

4

»Das Mädchen, das sich seine Vorzüge machte«
November aufgefischt. Er keine Wohnung, sie Grippe.
Sie läßt sich darauf ein. Liest eines Morgens Zettel, auf
denen steht – –
Von dem Moment an war ich wie verwandelt.
Nun wußte sie ziemlich genau, was er von Frauen hielt –
versuchte, sich danach zu richten.
Oh, sie war nicht dumm. Aber sie wurde immer düm-
mer. Sie wußte, daß er sie nicht ungern sah, Krieg der
Frau –
Sie nannten sich immer »Sie«. Sie fügte nur ungern einen
Namen hinzu.
Sie sah auch, daß andere Frauen kamen. Alles war für sie
10 x schwieriger als für die anderen Frauen. Konkurrenz
unentbehrlich zu machen.

5

Sehen Sie, unsere besten Journalisten kommen von Wien
und auch unsere Schauspieler und Schauspielerinnen. Es
ist wirklich Temperamentssache. Man ist hier an und für
sich ungehemmter, glaube ich, freier. Ich sage immer
von den Leuten bei uns, daß eigentlich nur mit denen
was los ist, die unterhalb der Maingrenze herkommen.
Ich selbst stamme aus einem kleinen Nest in Westfalen,
ich merke sehr, was das ausmacht. Ich bin durch einen
Zufall in die großen Städte verschlagen worden, erst vor
zwei Jahren nach Berlin, jetzt nach Wien, die Stadt
macht mir noch immer schwer zu schaffen. Ich bin etwas
menschenscheu, obwohl mir das die meisten auf den
ersten Blick nicht glauben wollen, aber man muß sich ja
einigermaßen sicheres Auftreten angewöhnen, nicht wahr,
ich mache sowieso immer noch so viele Dummheiten in
der Stadt. Die Leute sind lockerer in ihrem Kopf, unbe-
schwerter. Ich beneide sie direkt. Daher auch die kleinen

praktischen Sachen, die ich hier im Gegensatz zu Berlin gefunden habe, obwohl im großen sicher sehr viel Umständlichkeit hier herrscht. Ich habe zum Beispiel meine Schreibmaschine hierher nachgeschickt bekommen, sie ging mir am Tage vor der Abreise kaputt, ich mußte sie zur Fabrik schicken lassen. Gestern früh drei Stunden auf dem Güterbahnhof der Nordbahn zugebracht, aber von diesem schlechten Eindruck will ich Ihnen jetzt nichts sagen.

Ich habe fast noch nichts von dem gesehen, was man sich ansehen sollte. Aber allein macht mir das keinen Spaß. Ich bin aber viel in der Stadt herumgefahren, gelaufen und kenne mich schon sehr gut aus. Man muß sich aber zum Beispiel daran gewöhnen, daß hier die Fahrtrichtung eine andere ist als in Berlin. Auf der Straße fällt mir auf, [bricht ab]

Fräulein – Trinkgeld – Wasser – Backwerk und Bäckerei
Abadie! [?] – Zug ins Freie! – Kultur im Beieinandersein!
– Zeitungen – schwarzer Kaffee – kleine Schlüssel – 10
Uhr Haustürschluß – Fensterfeststeller – Fensterkissen
aus braunem Wachstuch, oft mit hübschen Bezügen –
Häuser wie Hotels hoch, enorme Lichtschächte – Bereit-
willigkeit, einem alles zu zeigen – Talent zum Erzählen –
Tabaktrafiken, Zeitungen und Marken – mehr auf die
Annehmlichkeit des Lebens bedacht – Theater schlechter
als in Berlin – Duell Telephon –

Arbeiten für Magazine und Zeitschriften (1926-1932)

Julia ohne Romeo

James G. Luck war ein junger Mann, der bei der Bank, die ihn als Beamten für nötig hielt, am Ende seines ersten Jahres eine Gehaltserhöhung mit der Begründung zurückwies: er sei sich bewußt, – daß er dieses Honorar an der Stelle, wo er jetzt stehe, nicht verdiene; aber er sei bereit, sich mit der Hälfte seines bisherigen Gehalts zu begnügen, wenn er dafür an einer Stelle beschäftigt würde, wo er der Bank das Doppelte des ihm neuerdings angebotenen Honorars wert sei. Der Bankdirektor hatte damals nicht versucht, in die Ansichten des jungen Mannes, die sich hinter diesem Vorschlag bemerkbar machten, weiter einzudringen. Er ließ den jungen Mann kommen und sagte ihm, während er einen Brief diktierte und zwei Pfund Kaugummi von der linken Backe in die rechte und von dort wieder zurück in die linke wälzte: »Ihr Gesuch ist genehmigt. Auf diese Weise können Sie bei uns Subdirektor werden, wenn Sie das Talent dazu haben. Aber Sie werden sich dann freilich nach einem Broterwerb umschauen müssen. Na, wie Sie wollen.«

Aber James G. Luck bezog die Stelle, das heißt: einen wackligen grünen Schreibtisch mit einem Telefon, von dem aus er Leuten ohne Telefon, die seine Väter hätten sein können, Befehle erteilen durfte. Dabei schwebte er nur immer in der Gefahr, daß sie ihn zum Frühstück einluden, denn ihr Gehalt erlaubte ihnen, drei Frühstücke zu essen, während er ein halbes aß, nur daß er wiederum rein durch »Einblick« in der Lage war, sich einige Ölkaktien anzuschaffen, als sie gerade zu billig waren, als daß ein Tapezierer sie verwendet hätte; und diese

verkaufte er nach einiger Zeit für Minenpapierchen, was zwanzig Minuten beanspruchte, aber ohne drei Überstunden täglich nicht zu machen war. Auf diese Weise (und vermittelt der Rockefeller'schen Magenspekulation) gelangte er nach vier Jahren in den Besitz einer dritten Hypothek an C. Crachers Betonfabrik.

Was die Rockefeller'sche Magenspekulation betrifft, so bestand sie darin, daß man durch sorgsame Ersparnisse bei Frühstück und Dinern Betriebskapital ansammelte. Die Abstriche an Speise und Trank durften aber auf keinen Fall so ausschweifend sein, daß der Magen des Sparerers vor dem zehnten Sparjahr ruiniert wurde. Sonst konnte das Kapital nicht genügend anwachsen, und die Ärztekosten machten jede gesunde Berechnung zunichte. Das System war vorzüglich. (Rockefeller'sche Ärzterechnungen betragen nicht ein Tausendstel seiner Einnahmen.) James G. Luck machte nur, da er von Natur keiner der ganz großen Tiger von Wallstreet war, im vierten Jahre bei einer einfachen Magenübersäuerung und einer kleinen Betonfabrik halt.

Das Schwierigste dabei war am Ende das Ausscheiden aus Mr. John Stuart Tarkington's Nationalbank, denn mit dem Inhaber, dem Kaugummijohn, war nicht gut Kirschen essen. Ich glaube, James Luck trainierte zuerst einige Wochen lang leichten Wassersport und einiges Boxen, um geistig in Form zu kommen, und dann sah er grün aus wie der Krötenriver und dünn wie eine Canoe, als er vor John stand und sagte, er wolle sich in Zukunft seiner Zementfabrik widmen.

Aber Kaugummijohn sah auf den Kalender und sagte: »Montag können Sie zu Tisch kommen.« Und James sah beim Verlassen der Kabine gerade noch, wie die Sekretärin, die doch Kaugummijohn gewohnt war wie ihr Glas Vormittagsmilch, erbleichte, weil er in ihrem Auszug einen Fehler entdeckt hatte. Wenn Kaugummijohn

seine linke Braue runzelte, tranken die Abteilungschefs mit ihren Clerks vor Angst Bruderschaft.

Aber am Montag sah James ein menschliches Wesen, das so tollkühn war, daß man sich überhaupt wunderte, wie es bei diesem Mangel an Vorsicht zwanzig Jahre hatte alt werden können: das war Johns Tochter Mabel.

James G. Luck gewann einen sehr menschlichen Eindruck von dem großen Tarkington, dieser von ihm den eines Stockfisches (allerdings mit zwanzig Jahren und einer bankrotten Betonfabrik im Hintergrund), und seine Tochter fand den Stockfisch entzückend.

Nach dem Essen steckte ihm der Kaugummijohn eine Havanna zwischen die Zähne; schmiß ihn in einen Schaukelstuhl; sagte ihm, er könne, falls er Kredit brauche, bei der Nationalbank anklingeln, und: er solle sich gerade halten; junge Leute mit Buckel seien geborene Bankerrotteure; dann überließ er ihn den Schrecken der Havanna und Mabels.

James' Gartenunterhaltung mit der hübschen Mabel stand unter dem Unstern eines bolschewistischen Magens, und er empfand sich nicht eigentlich als »Liebling der Damen«.

Er träumte die nächsten Wochen von Mabel mit der Ausdauer eines Steinesels, aber er mied ihren Wigwam, wie er konnte. Gott sei Dank hatte er alle Hände voll in der Betonfabrik zu tun, die sich als eine Fundgrube für altes Eisen, Hypotheken und Kummer herausstellte. Er vermied sogar, den Kaugummijohn anzuklingeln, denn er wollte bei der Stange bleiben; und wiewohl er es nicht verhindern konnte, daß sehr bald an allen wichtigen Neubauten der Stadt, wie dem Atlantic Pacific Building und der Upper Bridge, Schilder zu sehen waren, auf denen weithin lesbar stand, daß der zu diesen Neubauten erforderliche Beton von der Firma Walker Brothers, Inhaber James G. Luck, geliefert wurde, so sagte er sich doch, daß ein junger Mann von zwanzig Jahren seinem

Genie Schranken auferlegen müsse und nicht zu hoch hinausdürfe, und vor dem Spiegel sprach er zu sich: »James, wenn ein Mann, der sich nur alle zwei Wochen einmal rasieren kann, eine Betonfabrik in den Fingern hat, dann muß er höllisch achtgeben.« Diese Ansicht und das zähe Festhalten an dieser Ansicht waren vielleicht das Außerordentlichste an James G. Luck, der sonst gar nichts Außerordentliches an sich hatte.

Seit jenem Lunch hatte der Mond schon zweimal über Kansas City gewechselt. An der Chicagoer Weizenbörse spekulierte man heftig mit Septemberweizen, und James G. Luck steckte tief in verzwickten Verhandlungen. Auch mit Leuten aus Chicago, aber nicht wegen Weizen. Darauf wollte er sich denn doch noch nicht einlassen. Aber auch so hatte er keine rechte Lust zu dem Geschäft mit den Chicagomännern, die immer zu dritt in sein Büro angerückt kamen und so dick waren, daß jeder Liftführer sich weigerte, sie alle auf einmal mitzunehmen. Auch erinnerte er sich an seine Grundsätze und dachte, daß er sich noch nicht über die halben Staaten auszubreiten brauche. Dazu kam aber als Hauptsache, daß er immer noch, mehr als ihm lieb war, an Kaugummijohns Tochter dachte. Aber er traute sich nicht zu ihr hin. Doch dann sagte er sich schließlich eines Morgens, als er zu seinem Büro hochfuhr, gleich zwischen dem ersten und sechsten Stock: »Junge, Junge, vor morgen bist du mit den Chicagomännern im reinen, und mit Kaugummijohns Tochter darfst du dich in Zukunft nicht mehr befassen als ein Flußpferd mit einem Wolkenkratzer.« Und er hätte eigentlich noch viel mehr zu sich sagen können, denn er mußte sechsundzwanzig Stockwerke durchfahren, ehe er in sein Büro kam, das vorläufig noch so winzig war, daß ihm seine Sekretärin, die ein Jahrzehnt älter war als er und um dieselbe Spanne Zeit länger in der Betonbranche, bei ihrem Antritt erklärt hatte: er möge doch die Farbe von den Wänden

abkratzen lassen, damit sie mehr Platz für ihre Schreibmaschine bekomme.

Aber noch am Nachmittag desselben Tages griff das Schicksal mir nichts, dir nichts ein, und zwar machte es das so:

Nachdem Mabel ihrerseits James im Vorbeifahren dreimal im Profil und die Zeitung lesend auf der Porch seines Bungalows vor der Stadt hatte sitzen sehen, geschah es (wieso, hätte man vielleicht nur herausbringen können, wenn Mabel im Schlaf gesprochen hätte, und sie fing erst nach einiger Zeit an, schlecht zu schlafen), daß ihr Auto gerade vor James' Gartenpforte einen Defekt erlitt. James, der eben zum Sportteil übergehen wollte, hätte diesen Wink des Schicksals vielleicht übersehen können, aber Mabels Stimme war derart, daß sie auf jedem öffentlichen Platze allgemeines Aufsehen erregt hätte – er konnte es einfach nicht überhören, als sie ihn einlud, ihr zu helfen, den Wagen wieder in Gang zu bringen. Sie lag übrigens, als James anlangte, schon in einer Art Overall unter dem Wagen; und ihre Shakehands waren durchaus nicht für den geringen Raum zwischen dem harten Getriebe eines Autos und dem Asphalt einer Vorstadtstraße eingerichtet.

James bemächtigte sich des Schraubenschlüssels, und Mabel sagte: »Wie gut, daß es hier passierte, ich freue mich furchtbar, Sie wiederzusehen, warum haben Sie sich denn gar nicht mehr bei uns blicken lassen? O bitte, schlagen Sie mir nicht meine Nase ein, sondern lassen Sie lieber den Motor anspringen.«

»Sehr gern«, sagte James, aber der Motor sprang nicht an, und Mabel meinte, es müsse bestimmt an der Zündung liegen, und: »Wie finden Sie mich eigentlich? Ich finde Sie rasend angenehm.«

James zog verzweifelt an verschiedenen Schrauben herum und meinte seinerseits, daß er nicht verstünde, wie ein

fast neuer Wagen so defekt werden könne, und daß er sie auch rasend angenehm fände.

Mabel starrte auf den Schraubenschlüssel in James' Hand und sagte: »Glauben Sie, daß es bei einer Frau viel ausmacht, wenn sie ihr Auto nicht zu behandeln versteht? Ich meine, ob Sie der Ansicht sind, daß eine Frau, die ihr Auto kaputt macht, sich zum Beispiel weniger zum Heiraten eignet als irgendeine andere?«

»Warum sollte sie weniger geeignet sein?« sagte James. »Die Hauptsache ist natürlich, daß sie einen Mann bekommt, der nicht kleinlich ist und dem es nichts ausmacht, wenn seine Frau ihr Auto eines Tages als einen Haufen Blech auf der Landstraße liegen läßt, und der überhaupt imstande ist, auf einem einzigen morschen Pneumatik eine Weltfirma aufzubauen.«

»Sie haben wohl schon ganz feste Ansichten über das Heiraten, Mr. Luck?« fragte Mabel.

James klopfte das Herz im Halse, wie es ihm noch nie geklopft hatte, und er verwünschte den Motor, der stillstand wie der Chimborasso und ab und zu rauchte. Aber auf der anderen Seite war da Mabel, und sie war wirklich sehr hübsch, und er vergaß alles und sagte: »Oh, natürlich hat ein Mann wie ich schon seine festen Ansichten über das Heiraten.«

Mabel sah ihn in dem schwachen Licht, das unter dem Auto herrschte, so prüfend und durchdringend an, als ob sie den Auftrag hätte, von seinem Gesicht eine Landkarte anzufertigen. Dann sagte sie: »Ich persönlich bin mir da auch ganz im klaren. Niemand weiß besser als ich, was es heißt, einzige Tochter zu sein, und ich muß entweder so rasch wie möglich heiraten oder ebenso rasch einen Beruf ergreifen.«

»Nicht wahr, das hättest du nicht gedacht, daß das alles so schnell gehen kann, Jamie?« sagte sie und drückte auf den Knopf, daß der Motor loslief.

»Nein«, sagte James und sagte auch sonst kein Wort dagegen. Er war unbeschreiblich verwirrt und konnte es kaum verbergen. Dazu kam, daß er ganz genau wußte, was es heißt, in Kansas City die Tochter eines Bankpräsidenten zu küssen. Aber da war sie schon abgefahren.

Es wäre übertrieben, wenn man behaupten wollte, James G. Luck hätte sich in den nächsten Tagen wie im siebenten Himmel gefühlt. Er erkannte zwar haarscharf, daß die Chicagomänner abgefemte Halunken waren, die es darauf anlegten, frei herumlaufende Greenhörner einzufangen, aber seine Liebe zu Mabel war, ich glaube, so mit Ängsten durchsetzt wie eine Sommernacht in den Südstaaten mit Moskitos. Dabei liebte er Mabel mit der ganzen Kraft seines zwanzigjährigen Herzens. Eins stand fest: nämlich, daß sie ihm in vieler Beziehung über war. An ihre gemeinsamen Autofahrten erinnerte er sich mit nicht viel weniger Schrecken als an die Hurrikankatastrophe, die er vor zwei Jahren in Ohio miterlebt hatte. Dabei hatte Mabel die Angewohnheit, wenn sie selbst am Steuer saß, jede Pferdeherde zu zählen, an der sie vorbeifahren. Eines Tages war sie in seinen Bungalow eingedrungen mit einem Packen ziemlich »freier« Bücher, und James hatte sich hinterher gefragt, was sie wohl ihrer Mama erzählen würde, wenn diese das erführe.

Es sollte James auch nicht vergönnt sein, seine Liebe zu Kaugummijohns Tochter ebensolange als Geheimnis zu behandeln wie sein neuestes Patentverfahren zur Herstellung von Beton. Letzteres meldete er erst an, als er es nach Dutzenden von Experimenten für vollkommen erstklassig hielt, was auch später allgemein anerkannt wurde; aber Mabel verlangte von ihm, daß er, noch bevor ihre Eltern nach Europa führen, um ihre Hand anhalte. Sie solle nämlich mit, dagegen habe sie an und für sich nichts, aber allein, ohne ihn, könne sie nicht fahren; sie würde vor Sehnsucht sterben, sie könnten aber noch vor der Abreise heiraten, dann käme er gleich

mit, es sei alles ganz einfach, sie überließe ihm das mit der Werbung, alles andere würde sie in die Hand nehmen. Nur sei keine Zeit zu verlieren, der Dampfer ginge in drei Wochen ab.

Als James G. Luck vor Kaugummijohn stand, war er wieder ganz in Form. Kaugummijohn schnitzelte gerade an einem Stockgriff. James fing mit einer geschäftlichen Sache an, ob er sie machen solle oder nicht, was Mr. Tarkington dazu meine, eigentlich könne er es sich leisten. Dabei ließ er Kaugummijohn mit einem Auge in seine Bilanz reinschielern, und es ist die völlige Wahrheit, daß Kaugummijohn, dem doch gewiß viel Geld durch die Hände ging, fünf Sekunden mit Schnitzeln aufhörte und sagte: »Sie sind ja ein ganz ausgekochter Businessman, machen Sie nur so weiter, aber von dieser Unternehmung rate ich Ihnen doch ab.«

Da sagte ihm James, worum es sich eigentlich handele, das heißt, er sagte, er bäte ihn um die Hand seiner Tochter Mabel.

John besah seinen Stock, zog ein Stück Sandpapier aus der Hosentasche und fing an, den Griff mit dem Sandpapier glattzumachen. Aber er verstaute dabei seinen Gummiklumpen in der rechten Backe, runzelte die linke Braue und sagte: »Sie denken sich das ja höllisch einfach, das mit dem Heiraten! In einem Lande, in dem man nie weiß, wenn man morgens aus dem Fenster sieht, ob nicht plötzlich drüben eine neue Stadt steht mit einer soliden Konkurrenz drin, ist das Heiraten eine verdammt ernste Sache. Noch dazu wenn man es sich in den Kopf gesetzt hat, ein Mädchen wie Mabel zu heiraten. Mrs. Tarkington und ich sind uns vollkommen darüber klar, daß es uns eigentlich nie gelungen ist, und es wird uns auch wohl nie gelingen, Mabel wie unsern Augapfel zu hüten. Und da kommen Sie her, ein purer Anfänger, und muten sich so etwas zu! Nein, mein junger Freund, hier heißt es warten, warten, warten, und vor allem:

noch etwas mehr Geld machen. Und wenn Sie mich in drei Jahren noch einmal daran erinnern wollen, daß Sie gern mein Schwiegersohn werden möchten – all right.« Das Schlimmste war, daß James eigentlich ganz auf Kaugummijohns Seite stand. Aber dann fiel ihm Mabel ein, und fast hätte er wieder so ausgesehen wie einer, der sich seinen Magen herausschneiden lassen will, deshalb bat er John, es sich doch noch zu überlegen, aber John sah nicht so aus, als ob er es sich überlegen wollte, sondern runzelte auch noch seine rechte Braue. Deshalb bedankte sich James nunmehr bei ihm für seinen Ratschlag und verabschiedete sich höflich. Alles hatte sich aber so schnell abgespielt, daß Mabel es verpaßte, noch dazu zu kommen. Denn als sie kam, war James schon längst fort, und nun nahm die an und für sich nicht gerade außerordentliche Geschichte eine Wendung an, die keiner voraussehen konnte.

Kaugummijohn stand noch immer da und glättete an seinem Stockgriff, und Mrs. Tarkington saß in einem Korbstuhl mit einem Journal. Mabel begriff sofort, was los war. Sie stellte sich zwischen ihre Eltern und erklärte kurz, daß von Warten nicht die Rede sein könne. »Entweder sofort oder nie!«

Kaugummijohn sagte bloß, er wolle nichts mehr davon hören, er hätte die Sache vertagt, und auch Mrs. Tarkington war wie Bessemerstahl. Nur als Mabel sich immer rasender gebärdete, drückte sie auf den Knopf, man solle Kamillentee machen, Miss Mabel sei nicht ganz wohl. Als dann der Kamillentee kam und Mrs. Tarkington den Arm um sie legte, explodierte Mabel vollkommen, und es war sicher falsch, daß ihre Eltern gar nichts unternahmen, um sie zu beruhigen, denn Mabel war so weiß wie Zeitungspapier. Plötzlich aber wurde sie ganz still, wie wenn plötzlich ein Motor abgestellt wird, und sie sagte: »Es ist sehr schade, daß ihr das alles sowenig ernst nehmt mit meiner Liebe und mit unserer Heirat,

aber ich sage euch: entweder ihr gebt sofort eure Einwilligung, oder ich springe in zehn Minuten vom Dache dieses Hauses.« Damit ging sie.

In diesem Augenblick mit Kaugummijohn und Mrs. Tarkington von Elternglück zu sprechen wäre vielleicht taktlos gewesen, aber beide nahmen die Sache nicht so tragisch, und Mrs. Tarkington sagte, man müsse konsequent bleiben, und Mabel werde es sich wohl noch sehr überlegen, das mit dem Vom-Dach-Springen, und sie glaubten es so fest, daß John sich wieder seinen Stock vornahm und Mrs. Tarkington den Tee in die Küche schickte.

Aber nach etwa einer Minute sah Kaugummijohn auf seine Uhr, und nach drei Minuten wurde er sehr unruhig, und er eilte hinauf, aber – Mabels Zimmer war leer. Er tat sofort, was nach dem Vorangegangenen am nächsten lag: er stürzte die Treppe zum Dach hinauf, aber die Tür, die Zugang zum Dach gewährte, war verschlossen.

Nun war das Haus, in dem das leidenschaftliche Mädchen wohnte, ein sehr schmales und ein sehr hohes Haus, das zwischen noch viel höheren eingeklemmt lag, und auf das Dach konnte man, wenn die Zugangstür versperrt war, nicht ohne weiteres kommen.

Als die Eltern auf die Straße eilten, bot sich ihnen ein entsetzlicher Anblick dar: das tollkühne Mädchen rutschte das steile, schmale Dach entlang, am Schornstein vorbei, bis es das Gesims erreicht hatte. Dort setzte es sich hin und ließ die Beine über den Rand hängen.

Beide Eltern waren starr vor Schrecken. Kaugummijohn aber, als er sein Kind in dieser gefährlichen Lage sah, rief hinauf, er gäbe seine Erlaubnis, sie solle nur wieder herunterkommen. Mrs. Tarkington aber, die nicht glaubte, daß das Mädchen seine Drohung ausführen würde, bedeutete Mabel, daß sie auf gar keinen Fall einwillige. Der Vater aber kannte sein Kind besser. Er sah

voraus, was sich binnen weniger Minuten ereignen würde, und eilte zum nächsten Feuermelder. Noch ehe er die Glasscheibe zertrümmert hatte, war die Feuerwehr zur Stelle, und John verblieb nicht eine Sekunde, um sich darüber Gedanken zu machen, wieso sie am Sonntag-nachmittag so schnell zur Stelle war, denn jetzt ereignete sich das Gräßlichste, und die Feuerwehrleute hatten noch gerade Zeit, das Sprungtuch auszubreiten: Mabel, die sich genau an die von ihr gestellte Frist hielt, sprang am Ende der zehnten Minute vom Dach herab. Es sah so aus, als versuche sie zunächst, das Tuch zu umgehen. Mrs. Tarkington schrie laut auf, aber dann landete Mabel sicher im Sprungtuche.

Als sie sich, zwar etwas schwankend und bleich, aber gänzlich heil aus dem Sprungtuch wickelte, schloß Mrs. Tarkington sie in die Arme und gab ihr, beschämt von solcher Liebe, ihren Segen. Mabel lächelte nur und ließ jetzt auch den Kamillentee über sich ergehen. Dann bat sie, man möge doch James anklingeln, daß er herkäme.

Alles schien nun in bester Ordnung zu sein.

James kam auch, aber als er da war, da sagte er etwas, daß alle aus den Wolken fielen. Und man muß zugeben, daß ein Mut wie ein Löwe dazu gehörte, um es zu sagen, ohne vorher irgendwelche Maßnahmen zu seiner persönlichen Sicherheit zu treffen. James sagte: Daß sein Haushalt für Veranstaltungen solchen Umfanges zu klein sei und daß ein Geschäftsmann mit einem anderen Geschäfte machen würde, wenn dessen Frau durch Turnübungen auf dem Dache die Aufmerksamkeit des ganzen Stadtviertels auf ihn zu ziehen gewohnt sei, daß er schließlich nicht Athlet genug sei, um mit einem Mädchen von solcher männlichen Leidenschaft auch nur eine einigermaßen glückliche Ehe zu führen.

Damit war die Geschichte von James G. Lucks Liebe zu Mabel Tarkington zu Ende.

James G. Luck schadete die ganze Sache nicht im geringsten. Gleich am nächsten Tage machte er das Geschäft, von dem ihm Kaugummijohn abgeraten hatte, nicht und verdiente dadurch eine große Menge Dollars. Dann konnte er sich keine bessere Reklame wünschen, als daß sämtliche Zeitungen der Stadt und auch einige aus anderen Städten lange Artikel über den Fall schrieben. Über Mabel konnte man schwer etwas erfahren, man hörte, sie schlief schlecht und ginge nach Europa. James entdeckte sie aber schon nach etwa einem halben Jahre als Hauptaktionärin seiner stärksten Konkurrenz.

Er soll dein Herr sein. Novelle

Einer der wenigen Sätze in der Bibel, nach denen sich so viele Männer wirklich richten, ist der Satz: Und er soll dein Herr sein. Nach diesem Satz richten sich tatsächlich viele dummen Männer – und fast alle klugen Frauen. Dafür ist die Geschichte von dem gebrauchten Afra-Motorrad, das die kleine Frau Erna Tucher an Herrn Meyer in Lankwitz verkaufte, ein hervorragendes Beispiel.

Die Tuchers hatten in der Köpenicker Straße einen kleinen muffigen Laden für Autozubehör, und es ging ihnen nicht sehr gut. Tucher war ursprünglich Elektrotechniker gewesen, jetzt reparierte er Motorräder, die also nicht in sein Fach fielen, und auch wohl Gummischläuche für Weekend-Radler. Dabei kam nicht viel heraus, die Hauptsache machte seine Frau mit dem Verkauf von Öl, Schraubenschlüsseln, Motorradfährchen usw.

Sie hatte damals, vor fünf Jahren, einen Mann geheiratet, der im ganzen Viertel »der schöne Edgar« hieß und eine hübsche Stellung bei der AEG einnahm. Wenn sie ihn jetzt gefragt hätte (sie fragte ihn natürlich nicht), wie er sich ihr weiteres Leben dachte, würde er ihr mit einem längeren Satz antworten, in dem mehrere Male das Wort

»vorläufig« vorkäme. Er war groß und dick, genau das, was man an einer Niete »stattlich« nennt, und reparierte vorläufig Fahrradschläuche. Übrigens war er keineswegs das, was man gebrochen nennt, oder vom Leben enttäuscht oder vom Schicksal untergekrigelt. Im Gegenteil, sein Optimismus war seine beste Seite. Von diesem Optimismus hätte ein ganzes Stadtviertel leben können, und seine Frau lebte auch davon. Sie liebte ihn leidenschaftlich.

Nur: die Miete war immer schwer zu bezahlen. Ende Januar hatten die Tuchers hundertfünfzig Mark für die Februar-Ladenmiete aufzubringen, und am 7. Februar mußte Tucher zugeben, daß er keinen Hoffnungsstrahl mehr sah. Er tat dies, indem er seiner Frau abends beim Radiohören mitteilte, sein Rheumatismus komme wieder, und er müsse sich wohl darauf gefaßt machen, die nächsten acht Tage im Bett bleiben zu müssen. Dann hörte er noch die Oper zu Ende, und am nächsten Morgen stand er nicht auf.

Seine Frau hatte noch einen Hoffnungsstrahl. Er hieß Fritz Ehrhardt und war ziemlich schwach; ein junger Mann, der vor etwa zwei Monaten seinen Schlauch zufällig von Tucher hatte vulkanisieren lassen und sich seitdem alle paar Tage in Tuchers Laden herumtrieb. Schwer zu sagen, mit was er mehr liebäugelte, mit Frau Tucher oder mit der alten Afra-Maschine, die in Tuchers Laden stand. Frau Tucher hatte ihm schon erzählt, daß Tucher die Maschine repariert habe und sie jederzeit in Kommission verkaufen könne, wenn ein Reflektant da sei, und Fritz Ehrhardt kannte das Motorrad fast in- und auswendig und hatte schon mehr als einmal mit den Tuchers über einen eventuellen Kauf gesprochen, wobei er ihr ausmalte, wie wunderbar die erste Ausfahrt am Samstagnachmittag sein würde, mit ihr, Frau Tucher, auf dem Soziussitz. Frau Tucher war allerdings niemals darauf eingegangen, jetzt war aber plötzlich kein Stroh-

halm mehr zu sehen, nach dem sie hätte greifen können, außer Ehrhardt-Fritz, und als er, gerade am Tage, als Tucher im Bett blieb, im Laden erschien, stellte sie sich wie zufällig neben das Rad hin und sagte lächelnd: »Also jetzt nehmen Sie schon das Rad für zweihundert. Es steht mir hier einfach im Wege.«

»Und was ist dann mit unserer Fahrt, Frau Tucher?«

Erna Tucher lachte ungezwungen, was in jedem Fall richtig war, und sagte: »Ach, warum nicht?«

Als aber Ehrhardt, weil man doch erst, wenn es wärmer war, herausfahren konnte, eine »kleine Anzahlung« ihrerseits verlangte, die eventuell in etwas wie einem Kuß bestanden hätte, wies sie ihn übertrieben heftig in seine Schranken zurück, worauf Ehrhardt-Fritz beleidigt Abstand nahm und ihr eisig erklärte, er hätte überhaupt noch längst Zeit bis zum Sommer; und eigentlich wäre er ja verrückt, wenn er eine alte, klapprige Maschine kaufen wolle, wo er eine neue Afra zu den günstigsten Bedingungen bei einer richtigen Firma kriegen könne. Er nahm seine Mütze vom Kassenspult und sagte noch unter der Ladentür zu der sprachlosen Frau hinüber –: »Eine Fahrt mit einer niegel-nagel-neuen Afra wird Sie ja vielleicht mehr reizen. Werde sie Ihnen vorführen. Wiedersehen, Frau Tucher.«

Frau Tucher wurde es direkt schwarz vor den Augen. Ihr letzter Versuch, die Sache auf einigermaßen üblichem Wege zu ordnen, war gescheitert, und die Angelegenheit »Miete und Afra« fing an, ein anderes Gesicht zu bekommen, ein scheußliches. Frau Tucher fühlte jetzt, daß sie für die Beschaffung des Geldes das Äußerste tun würde, wenn ihr etwas einfiele oder es an sie heranträte, aber es fiel ihr nichts ein, und es trat nichts an sie heran.

Da es dem schönen Edgar inzwischen über die Maßen langweilig war, weil er doch nicht den ganzen Tag schlafen, Radio hören und an sein Rheuma denken konnte, holte seine Frau ihm mittags vom Gemüsehändler, als sie

gerade etwas einkaufte, die letzten Nummern der »Morgenpost«, die sie ihrem Mann zusammen mit dem Essen ans Bett brachte. (Er lächelte sie dafür dankbar an.)

»Wenn du Lust hast, schau dir doch mal die Anzeigen durch, Edgar, vielleicht sucht da einer ein altes Motorrad«, sagte sie.

Im Laufe des Nachmittags las Tucher auch die Anzeigen durch, und es war eine darunter, in der ein gebrauchtes Motorrad gesucht wurde.

Es war ein Herr Meyer in Lankwitz, der ein gebrauchtes, billiges Motorrad suchte. Mittwoch kam er, sah die Afra und war bereit, zweihundert Mark dafür zu geben. Tucher lag zu Bett, und Erna war fest entschlossen, unter Aufbietung aller Vernunft, mit ihm einig zu werden.

Meyer hatte es ziemlich eilig mit dem Rad, er hatte es offen gesagt. Er wollte es gleich zu einer Fahrt nach Magdeburg benutzen. Dabei wollte er es ausprobieren. Meyer zahlte hundert Mark an und nahm das Rad mit sich fort.

Frau Tucher trug das Geld sofort hinüber zum Hauswirt und bat ihn, mit den fehlenden fünfzig Mark doch noch etwas zu warten, sie würde sie schon beschaffen, ihr Mann sei krank. Der Hauswirt versprach, ihretwillen noch einmal zu warten.

Als Tucher drei Tage nichts von der Miete gehört hatte, stand er auf und ging wieder in die Werkstatt. Als er allerdings hörte, daß Erna die hundert Mark zum Hauswirt getragen hatte, war er außer sich.

»Das Geld gehört uns doch gar nicht«, brüllte er. »Was willst du machen, wenn der Däumler kommt, dem das Rad gehört? Das ist doch Unterschlagung! Da hast du mich wieder in eine furchtbare Sache hereingerissen.«

Erna sah das sofort ein, aber sie sah plötzlich furchtbar müde aus in der schwachen Beleuchtung der Werkstatt, sie sagte auch nur: »Er ist zwei Monate nicht gekommen und hat sich nicht um das Rad gekümmert, er wird jetzt

auch nicht gerade kommen, und bis er kommt, habe ich das Geld da.«

»Das werden wir ja sehen«, sagte Herr Tucher mißtrauisch, zündete sich eine Pfeife an und nahm sich einen kaputten Schlauch vor.

Sie sahen es. Freitag mittag kam Herr Däumler und wollte »mal wieder nach seinem guten alten Afra-Vieh sehen«. Herr Tucher brummte etwas vor sich hin, ging ins Hinterzimmer und spürte deutlich, daß sein Rheumatismus wieder zurückkehrte. Erna Tucher versuchte inzwischen, Herrn Däumler einzureden, sie habe das Rad wegen der Erkrankung ihres Mannes in eine andere Werkstatt gegeben, und gab gleich, im nächsten Satz, ungefragt zu, eigentlich habe sie es einem Herrn in Lankwitz angeboten, der damit probeweise nach Magdeburg gefahren sei. Herr Däumler, ein gutmütiger Mann, verwandelte sich sofort vor ihren Augen in einen reißenden Löwen.

»Lankwitz? Magdeburg? Angeboten? Ich will Ihnen mal was sagen. Jetzt haben wir Freitag mittag zwölf Uhr. Wenn die Maschine bis morgen, Samstag, mittags zwölf Uhr, nicht hier auf dem Hof steht, steht die Polizei hier auf dem Hof. Mit mir können Sie das nicht machen, Frau Tucher. Sehen Sie sich Ihre Leute, die Sie beschwindeln wollen, besser an.«

In diesem Augenblick erschien in Hemdsärmeln Herr Tucher wieder unter der Tür der Werkstatt und sagte, vollkommen eins mit Herrn Däumler: »Ich kann Sie sehr gut verstehen, Herr Däumler, es ist ohne mein Wissen geschehen; ich war krank, ich decke so etwas nicht.«

Frau Tucher stand zitternd neben der Drehbank und sagte: »Reg dich nicht auf, Edgar, wo du doch noch krank bist.«

Dann nahm sie ihren Hut und fuhr mit der Elektrischen nach Lankwitz.



© Stiftung Akademie der Künste, Berlin

Elisabeth Hauptmann (1929)

Herr Meyer war nicht zu Hause, aber im Gang konnte Erna Tucher die Afra stehen sehen. Er war also wenigstens aus Magdeburg wieder zurück! Vom nächsten Zigarrenladen telefonierte sie Herrn Däumler an und fragte ihn mit einer leisen, hinter Tränen verschleierten Stimme, wieviel er für seine Afra bekommen müßte. Herr Däumler sagte in barschem Tone: »Zweihundertfünfzig mindestens, aber dann haben Sie noch Glück!« und hängte ein.

Frau Tucher ging durch eine kalte, windgeschüttelte Allee zur Haltestelle der Elektrischen. In ihr rechnete es. Sie fuhr nicht heim. Sie fuhr gehetzt in ein Café in der Friedrichstraße, das in der Nähe von Fritz Ehrhardts Arbeitsstelle lag. Von dort rief sie ihn an, und er versprach auch, übrigens ziemlich kühl, nach Geschäftsschluß herüberzukommen. Geschäftsschluß war um fünf, jetzt war es halb vier. Die anderthalb Stunden bis fünf Uhr las sie in einer Zeitschrift an einer Romanfortsetzung, und um drei Viertel fünf rief sie noch einmal in Lankwitz an, wo Herr Meyer jetzt endlich da war und ihr sofort in die Rede fiel mit: »Ihre Maschine ist einfacher Dreck. Wenn Sie das Ding nicht in zwölf Stunden aus meinem Hause geholt und meine hundert Mark nicht anstandslos zurückgezahlt haben, dann werden Sie mich kennenlernen.«

Einen Augenblick lang blieb ihr das Herz stehen. Das war die dritte Männerstimme, die sie heute angebrüllt hatte. Dann sagte sie Herrn Meyer, sie würde ihn abends noch in der Sache anrufen.

Als sie aus der Telefonzelle trat, sah sie Fritz Ehrhardt eben wieder dem Ausgang zustreben. Er schien nicht viel Zeit zu haben, um sich nach ihr umzusehen. Aber das war ihr jetzt gleich.

»Haben Sie Ihre neue Afra schon?« fragte sie, als der Kaffee bestellt war, mit einem ganz schwachen Lächeln. Herr Ehrhardt schien deutlich unangenehm berührt.

»Wenn Sie wollen, habe ich sie morgen«, sagte er ohne Interesse.

»Morgen kriegen Sie sie doch gar nicht, morgen ist Samstag.«

»Also wenn ich Ihnen sage, ich kriege sie, dann kriege ich sie. Was ich will, kriege ich nämlich immer.«

In diesem Augenblick wußte Erna Tucher, daß von allen Männern, mit denen sie heute zu tun gehabt hatte, Herr Ehrhardt der ekelhafteste war. Herr Ehrhardt brüllte zwar gar nicht, sondern war sogar sehr nett, und das gerade war das Ekelhafte. Aber zu gleicher Zeit wußte sie, daß sie jetzt, in dieser Minute und in diesem Café, um den Fortbestand ihrer Ehe, ihres Geschäftes und ihres Lebens überhaupt kämpfte.

»Glauben Sie jetzt nicht, Herr Ehrhardt, daß ich noch einmal von der gebrauchten Afra anfangen will. Sie kaufen sich ja auch eine neue. Aber wenn Sie gar nichts dabei verlieren würden, mir aber damit einen Gefallen tun könnten, würden Sie mir dann den Gefallen tun, Herr Ehrhardt?«

(Dieser Satz war zehnmal schwerer als alle Wege nach Lankwitz und alle Gespräche mit den Herren Däumler und Meyer.)

»Ich sehe nicht, wie so ein Gefallen ausschauen soll, Frau Tucher«, sagte Herr Ehrhardt nicht unfreundlich. »Meistens kostet ein Gefallen was.«

»Nein, er kostet wirklich nichts. Sehen Sie, wenn Sie wirklich eine neue Afra kaufen – das haben Sie doch noch fest vor, nicht wahr –, könnten Sie da nicht meine alte Afra in Zahlung nehmen? Sehen Sie, eine Firma, die ein neues Rad verkauft, kann viel mehr für ein gebrauchtes geben; sie verdient ja von vornherein ziemlich viel an dem neuen Rad, das Risiko ist da kleiner, es ist auch ganz üblich. Ich glaube, Sie könnten für meine gebrauchte Afra, wenn Sie sie in Zahlung geben, leicht

dreihundert bis dreihundertfünfzig Mark herausschlagen. Wirklich, Herr Ehrhardt.«

»Frau Tucher«, sagte Fritz Ehrhardt, der im Grund kein übler Junge war und schließlich auch gemerkt hatte, daß die kleine Frau Tucher in keiner rosigen Lage drinsteckte, »wenn das mit der Firma klappt, wie Sie sagen, dann bringen Sie mal Ihre Karre morgen mittag ran.«

Als die Frau zur Köpenicker Straße zurückfuhr, fing sie in der Elektrischen einfach an zu weinen.

Zu Hause fand sie Herrn Tucher wieder im Bett. Sie wartete nicht ab, daß er ihr nicht »Guten Tag« sagte, sondern ging gleich in die Werkstatt und rief Herrn Meyer an, um ihn zu bitten, morgen vormittag doch ja die Maschine wiederzubringen. »Ich kann sie ja nicht fahren, und mein Mann ist krank«, sagte sie.

Um das Geschäft, das sich Samstag vormittag abwickelte, klarzustellen, müßte man ein Buch, so dick wie ein Lexikonband, schreiben. Sämtliche Geschäfte, in denen ein Auto oder irgend etwas, was mit PS und Benzin zusammenhängt, vorkommt, haben etwas gemein: etwas Undurchdringliches, Geheimnisumwittertes, Vernunftwidriges, für das selbst das Bürgerliche Gesetzbuch noch keinen Dreh heraus hat.

Jedenfalls telefonierte Herr Ehrhardt vormittags elf Uhr, daß er für die Maschine ungesehen dreihundert Mark bekommen könnte. Herr Däumler versprach, ebenfalls telefonisch, mit mindestens hundertfünfzig im Notfall zufrieden zu sein und höchstens bis sechs Uhr abends zu warten. Und was Herrn Meyer betrifft, so trat 12.15 mittags Herr Tucher in Aktion.

Tatsächlich: Herr Tucher telefonierte, einen Mantel übergeworfen, an Herrn Meyer, Lankwitz, wegen des Hereinbringens der gebrauchten Afra, und zwar in einem Ton, der vielleicht Rockefeller in seiner besten Zeit eingeschüchtert hätte.

Von allem, was in diesen Tagen bei den Tuchers voring, war dies zweifellos das Unglaubwürdigste. Aber Frau Tucher hatte es für richtig befunden, an dieser Stelle ihrer Verhandlungen ihren Mann zu Hilfe zu rufen. Sie hatte es für richtig befunden, an sein Bett zu kommen und ihn zu bitten, ihr zu helfen. Sie wüßte jetzt wirklich nicht mehr aus noch ein. Bitte, er müsse jetzt Herrn Meyer anrufen.

Und Herr Tucher hatte angerufen. Er hatte Herrn Meyer gebeten, gefälligst in einer halben Stunde das Rad abzuliefern, das er für eine Fahrt nach Magdeburg benutzt habe, wie er, Tucher, wohl annehmen dürfe, ohne ordnungsgemäßen Führerschein usw. usw.

Erna Tucher holte die dreihundert Mark von Fritz Ehrhardt ab, und als Herr Meyer gegen ein Uhr das Rad brachte, bekam er prompt seine hundert Mark zurück.

Abends um sechs Uhr holte Herr Däumler seine hundertfünfzig Mark und brachte so den Tuchers die fehlenden fünfzig Mark Miete.

Als Frau Tucher, die ihn hinausbegleitet hatte, in die Stube zurücktrat, saß Herr Tucher, dessen Rheumatismus sehr nachgelassen hatte, in seinem Sorgenstuhl, säuberte seine Pfeife und sagte: »Na, ist die Sache jetzt in Ordnung? Wenn ich nicht wieder mal rechtzeitig telefoniert hätte, säßen wir jetzt auf der Straße oder an einem schlimmeren Ort. Aber das kommt von diesem kopfloren Herumgerenne! Ich renne doch auch nicht immer herum! Ich warte den Zeitpunkt ab, wenn die Sache reif ist, dann telefoniere ich mal, und dann klappt die Sache.«

»Ja«, sagte Frau Tucher.

Aller Leute Freund

Angenommen, in einem großen Hause mitten in der Stadt wohnt ein Mann, von dem alle Leute wissen, daß er sehr reich ist. Er hat sich schon verhältnismäßig früh von seinem Geschäft zurückgezogen, da er von einer Reise neben vielen anderen Dingen eine heimtückische Krankheit mitgebracht hat. Seitdem ist er so gut wie gelähmt und verbringt den größten Teil seiner Zeit im Rollstuhl. Jeden Tag, wenn es einigermaßen warm ist, sieht man ihn in der Mittagsstunde. Sein Diener fährt ihn dann durch die Straßen der Nachbarschaft. Dabei können ihn alle sehen, und ansprechen können sie ihn auch. Er ist ihr Freund. Er sitzt bei den Kranken und spricht mit ihnen über ihre Krankheit, und mit den Gesunden spricht er über ihr Wohlergehen. Er hilft ihnen, wo er nur kann. Eine Stunde am Tage macht er seine Rundfahrt, aber zu allen Stunden des Tages ist er zu Hause für alle zu sprechen. Nicht nur dies: auch ihre Wäsche können sie in seinem Hof zu Trocknen aufhängen und auch ihre Kinder können in seinem Garten spielen. Die Türen des Hauses sind nie verschlossen, ja, er selber ist wie ein Haus, in das man hineingehen kann.

Angenommen, eines Tages merkt der Mann, er ist alt, der Lärm in der Stadt ist zu groß für ihn und das Unglück aller Leute erdrückend. Wird er nicht sein großes Haus in der Stadt verkaufen, mit Gewinn natürlich, und vor das Tor der Stadt in ein kleineres Haus ziehen, mit einem großen Garten?

Glaubt mir, Freunde, er zieht hinaus.

So wenig wie sein altes Haus hat sein neues verschlossene Türen. Er ist immer noch bereit, seiner Freunde Unglück anzuhören. Sein Garten hat kein Gitter. Freilich, die Freunde kommen seltener, der Weg ist weit, und die Unglücklichen gehen nicht gern. Der Platz zum Trocknen der Wäsche darf nicht zu weit von der Waschküche

liegen, und wer wird den Kindern erlauben, sich von zuhause zu entfernen? Mancher Mann wäre enttäuscht, wenn seine Freunde eines doch nur kurzen Weges wegen nicht mehr zu ihm kämen. Dieser Mann ist nicht enttäuscht, »Aller Leute Freund« erlaubt ihnen auch dies.

Nur – angenommen, es bräche Feuer aus in dem Hause, das er sich ausgesucht hat. Dann sehen doch die Leute den Schein am Himmel und sagen: »Das kann nur das Haus des Lahmen sein, der früher hier zwischen uns wohnte.« Dann erinnern sich doch alle an ihn und sagen: »Wir wollen hingehen und ihm helfen.« Und es wird das doch ein großer Haufe sein, der vor das Tor läuft.

Glaubt mir Freunde, es ist ein großer Haufe.

Wenn nun ein großer Haufe auf ihn zukommt, der sich von seinem Diener aus dem brennenden Hause hat herausfahren lassen und an der äußersten Grenze seines Gartens sitzt, damit die Glut ihn nicht erreicht und die Asche nicht direkt auf sein Gesicht und seine Hände fällt, hebt er seine Hand in die Höhe, damit sie stehen bleiben. Er sieht sie alle an, er erkennt jeden, er nimmt höflich seinen Hut ab, er sagt:

»Wohin also wollt ihr?«

»Wir haben den Schein gesehen, wir sind schnell hergekommen, um dir zu helfen.«

Der Mann wendet den Kopf, er sieht durch die kahlen Äste der Bäume (denn es ist spät im Jahr) sein Haus, Schlupfwinkel und Zufluchtstätte, zur Hälfte niedergebrannt.

Sie nehmen Eimer und Schläuche, sie trampeln über die Blumenbeete und zerstören den Schuppen, und die Leitern, auf denen sie mit den Schläuchen auf die Bäume steigen, zerschmettern das Obst, aber es hilft nichts, das Haus brennt weiter.

Wenn sie gesehen haben, daß der Brand nicht mehr zu löschen ist, kehren sie zurück, ärgerlich darüber, daß der Mann sie vorhin aufgehalten hat. Aber sie sagen:

»Wenn es zu spät ist, ihm zu helfen, ist es nicht zu spät, ihn zu bedauern.«

Der Mann an der Grenze des Gartens hört sie kommen. Er bittet seinen Diener, er möge den Stuhl umwenden, er hebt seine Hand, um sie zum Stehen zu bringen.

»Setzt euch nicht. Ich weiß, was ihr wollt. Euch zu mir setzen, stundenlang bei mir im Gehölz sitzen und über mein Unglück reden, mir ins Gesicht sehen und denken: Wie erträgt er es? Und mit gedämpfter Stimme zu mir sprechen, um mich zu schonen. Dann würdet ihr einen Unwillen an mir bemerken, den ihr nie vorher bei mir bemerkt habt, mich fragen hören nach euren Verhältnissen, dich nach deiner Krankheit, dich nach deinen Kindern, dich nach deinem Geschäft, und ihr würdet nicht antworten, weil ihr mit meinem Unglück beschäftigt seid, denn die Trümmerstätte meines Hauses raucht noch. So würde es sein, wenn ich euch erlaubte, euch zu mir zu setzen. Nun, ich erlaube es euch nicht. Ich will euch eine kurze Geschichte erzählen:

Auf einer meiner Reisen lernte ich einen Mann kennen, der einen japanischen Freund hatte. Mein Bekannter geriet eines Tages kleinlicher Ursache wegen in einen Zustand vorübergehender Betrübnis. In dieser Zeit stand ihm der Japaner aufopfernd bei und half ihm, seine Niedergeschlagenheit zu überwinden. Kurze Zeit darauf erfuhr mein Bekannter, daß gerade in jenen Tagen der Japaner die Nachricht von dem Untergang seiner Familie bei einem Erdbeben erhalten hatte. Gerührt überhäufte ihn mein Bekannter mit Teilnahme, aber der Japaner wehrte ihn mit den Worten ab: »Ich habe Ihr Unglück mit Ihren Augen gesehen, wie es sich unter Freunden schickt. Bitte, zwingen Sie mich nicht, auch das meine mit den Ihren zu sehen.«

Angenommen, die Umstehenden verstünden ausnahmsweise einmal, was ihnen gesagt wird...

Gastfeindschaft

An einem Weihnachtsabend nahm die Familie Streicher, wohlhabende Leute, einen fremden arbeits- und mittellosen Mann für einen Abend bei sich auf, kleidete ihn, speiste ihn und gab ihm ein Nachtquartier. Sie tat es aus Mitgefühl und erntete keinen Dank.

Er kam direkt aus der Kneipe. Der ältere Herr Streicher war noch kurz vor der Bescherung in die Kneipe gegangen, um ein paar Flaschen Kognak zu holen. Dort hatte er einen Mann in einem hellbraunen Sommerpaletot angetroffen, der, ein halbleeres kleines Helles vor sich, über dem Blech des Schanktisches lehnte und schimpfte, weil der Wirt am Heiligen Abend sein Lokal bereits um acht Uhr schließen wollte und er in folgedessen, anstatt erst ab halb zwei Uhr nachts, bereits ab acht Uhr abends seine Wanderung durch die kalten Straßen beginnen sollte. Herr Streicher, die Arme voll Flaschen, hatte zwei Sekunden überlegt und ihn dann kurzerhand eingeladen, mit ihm zu kommen. Der Mann war auch mitgekommen, mürrisch und schweigsam.

Zu Hause bat Streicher den Mann, einige Augenblicke im Flur zu warten, und ging hinein, um seiner Frau von dem Gast Mitteilung zu machen. Frau Streicher wunderte sich, dann sagte sie, der Mann solle sich in die Küche setzen. Streicher aber erklärte ihr, das käme nicht in Frage. Der Mann sehe zwar abgerissen und mitgenommen, aber durchaus intelligent aus, man müsse ihn entweder gar nicht aufnehmen oder als Gast, schließlich sei es Weihnachten. Und überhaupt sei es für die Kinder mal ganz gesund, sie sollten nur ruhig lernen, daß nicht alle Leute in warmen Zimmern säßen, daß man nie wissen könne, wie es einem selber mal gehen würde, und was dergleichen Gemeinplätze mehr sind.

In diesem Augenblick kam das Mädchen ins Zimmer, und durch die halb geöffnete Tür sah Frau Streicher den Gast stehen: er sah wirklich entsetzlich abgerissen aus.

»Er muß sich aber einen anderen Anzug anziehen«, sagte Frau Streicher erschrocken.

»Ist das nicht etwas peinlich für ihn?« fragte Herr Streicher.

»Da kann ich ihm nicht helfen«, sagte Frau Streicher.

Vor dem Kleiderschrank fand dann folgendes Gespräch statt. Streicher sagte: »Dann gib ihm den grauen –.«

»Das ist doch ein Sommeranzug. Du mußt ihm schon den blauen geben.«

»Was er jetzt anhat, das ist auch ein Sommeranzug. Den blauen trag ich doch selber.«

»Da kann ich dir nicht helfen«, sagte Frau Streicher.

Als Herr Streicher wieder auf den Flur trat, hatte er den blauen Anzug über dem Arm, er half dem Mann aus seinem Paletot und hängte ihn selber an die Flurgarderobe. Willig folgte ihm der Mann in das Badezimmer, und mit einem Anflug von Humor sagte er dort, als die Tür hinter ihnen zu war: »Geben Sie ihn schon her.« Es schien ihm gar nicht peinlich zu sein.

Dann saß er in dem blauen Anzug noch eine Zeitlang in dem kleinen Wohnzimmer. Ab und zu sah Herr Streicher nach ihm, einmal kam ein Backfisch herein, wunderte sich und ging wieder hinaus.

Als dann mit einstündiger Verspätung die Bescherung stattfand, kamen aus dem ersten Stock Herr Streicher junior und seine junge Frau herab, außerdem waren die beiden jüngsten Streicher, ein Gymnasiast und der Backfisch, sowie die beiden Mädchen im Salon versammelt. Alles wickelte sich »wie am Schnürchen« ab. Auch für den Fremden hatte man einige Geschenke hergerichtet: einen Teller mit Backwerk, einen Schal, eine Pfeife, keinen Tabak. Er stand etwas unbeholfen, aber durchaus nicht geniert neben dem Gymnasiasten und betrachtete

mit einem unbestimmbaren Ausdruck im Gesicht dessen Hauptgeschenk, einen Punchingball. Dann bekam er einen Sessel hingeschoben, den er im Verlauf der Feier immer mehr hinter den Lichterbaum bugsierte. Dort saß er, hörte den Grammophonplatten zu und betrachtete den Baum, bis das Essen aufgetragen wurde. Ab und zu schielte jemand nach ihm hin, und der ältere Streicher dachte einmal bei sich, während er eine neue Krawatte in Empfang nahm: Was denkt er wohl jetzt?

Der Mann hinter dem Lichterbaum dachte: Wenn ich gleich auf der Treppe, wie ich wollte, dem Alten ein paar Kröten abgenommen hätte für ein billiges Nachtquartier und umgekehrt wäre, dann wäre alles in Ordnung geblieben. Auch in der Küche hätte er mich unterbringen können, dann wäre auch alles richtig!

Dann kam das Essen, und man setzte sich nebenan um den Tisch, und die Familie begutachtete einen Entenbraten. Sie waren alle schon mit Backwerk voll. Nur der Mann aß gewissenhaft, ruhig, ohne aufzusehen, unaufhaltsam. (Er aß nicht nur für diesen Abend, sondern auch für den nächsten Abend mit.)

Eine kleine Schwierigkeit wurde durch Takt behoben: es gab roten und weißen Wein, und der jüngere Streicher fragte jedesmal vor dem Einschenken auch die Kinder, was sie wollten, rot oder weiß. Als er zu dem fremden Mann kam, stutzte er einen Moment, die beiden Flaschen in den Händen. Der Mann sah ihn essend diesen Moment lang von unten herauf an. Dann unterdrückte der Jüngere die Frage: rot oder weiß? und goß ihm, ohne zu fragen, weißen Wein ein.

Hat nicht gefragt. Der ist noch der Vernünftigste, sagte sich der Mann. Beim Nachtsch kam ein längeres Gespräch in Fluß. Der Mann erfuhr dadurch, daß die Streichers eine Lederriemenfabrik besaßen. Sie sprachen über einen Auftrag für die Mandschurei und von den Transportmöglichkeiten von der Küste aus ins Land hin-

ein. Es fiel das Wort Dairen, und jemand sprach das Wort Lastauto aus.

»Da wird die Speditionsfirma sich schwer tun«, sagte der Mann kauend.

»Wieso? Waren Sie denn in Dairen?« fragte der jüngere Streicher erstaunt, aber nicht aufmunternd.

»Lastautos in Dairen kann man nur bekommen, wenn der Spediteur sie mindestens zwei Monate vorher angefordert hat«, sagte der Mann.

Der jüngere Streicher sagte lediglich: »So«, und verhinderte eine weitere Frage des alten Streicher, die Kenntnis seines Gastes über Dairen betreffend, dadurch, daß er anfang, lebhaft von etwas anderem zu sprechen.

Nur noch einmal griff der Mann im weiteren Verlauf des Abends in ein Gespräch der Familie ein. Man war darauf zu sprechen gekommen, wer der größte lebende Deutsche sei. Die alte Frau Streicher war für Eckener, die Schwiegertochter votierte für Hindenburg. Der alte Streicher war im Zweifel, und der jüngere betonte die Überlegenheit des »Zepp« über alle anderen Systeme, besonders über den neuen englischen Riesentyp, der viel schwächer sei, wenn ihn auch die deutschen Zeitungen unterschätzten.

»Eine Polarfahrt würde ich mit dem Engländer jedenfalls nicht riskieren«, sagte der jüngere Streicher.

»Das war ein kluger Schachzug von Eckener, die Polarfahrt«, sagte der ältere Herr Streicher.

»Die Mannschaft hat sich geweigert«, sagte in diesem Augenblick leise der Gast.

Der junge Streicher sah erstaunt zu ihm hin. »Was meinen Sie damit?«

»Nichts Besonderes«, sagte der Mann, »nur, daß sie sich geweigert haben.«

»Aber die Leute sind doch alle mit übers große Wasser«, sagte der alte Streicher betroffen.

Der Mann lächelte. »Ja, aber dieses Mal haben sie sich geweigert.«

Er schien direkt aufgetaut zu sein.

Die Familie wußte gar nicht, was er meinte, und mehr, als daß »sie sich geweigert haben«, war aus ihm nicht herauszubekommen.

Die Schwiegertochter meinte schließlich, sie könne es fast begreifen, daß die Leute Besorgnis hätten, so ins Ungewisse hineinzufiegen.

»Ausgeschlossen«, entrüstete sich der ältere Streicher. »Wer zweimal über den Ozean fliegt, hat keine Besorgnis.«

»So?« sagte der Mann. »Aber an den Pol zu fliegen, da haben sie sich geweigert.«

Man mußte das Gespräch abbrechen. Das Essen war auch zu Ende. Der ältere Streicher gab dem Gast eine Zigarre, man ging in ein anderes Zimmer. Dort stand eine Bowle auf dem Tisch, sonst wußte man nicht recht, was man jetzt anfangen sollte.

Das Gastrecht war in dieser Zeit in ziemliche Verwirrung geraten. Mit dem Aufkommen der großen Hotels war die Gastfreundschaft um ihre Hauptreize gekommen. In den meisten Wohnungen fehlten schon seit Beginn dieses Jahrhunderts die Gastzimmer vollständig. Heute noch wie in grauer Vorzeit freut sich die Eskimofamilie, wenn ein Gast zu ihrer Schneehütte kommt. Der Hausherr bewillkommt ihn stürmisch, die Schneeschuhe werden an das Feuer gestellt, das Rentierfleisch dampft in der Pfanne, und der Gast erzählt von anderen Gegenden und von anderen Familien. So ist das in unseren Zonen nicht. Der Gast ist hier vorwiegend lästig.

Als die Zeit vorrückte, stand der ältere Streicher auf, um noch einmal nach der Fabrik zu sehen. Er forderte den Gast auf mitzukommen, gedachte, ihm damit einen Gefallen zu tun. Sie gingen schweigend über den Hof. Der Mann hatte seinen braunen Paletot wieder angezogen.

Ich könnte ihm die Portierstelle antragen, fiel es dem alten Mann ein. Er ist nicht dumm. Er zeigte ihm die Portierloge und erwähnte beiläufig, daß dem Portier gekündigt sei. Der Portier stand übrigens dabei. Er hatte die Mütze abgenommen, sein Gesicht sah ebenso unbestimmbar aus wie das des Fremden, als er den Punchingball betrachtet hatte.

»Ein Ofen ist auch drinnen«, sagte der Fabrikant. »Das weitere wollen wir Dienstag besprechen, nach den Feiertagen.«

Der Mann warf einen Blick hinein, sagte aber nichts. Er sagte auch nichts, als sie über den Hof zurückgingen. Darauf fing auch der alte Streicher nicht mehr davon an. Der junge Herr Streicher mühte sich gerade an dem Radioapparat ab, den er dem alten Streicher geschenkt hatte. Der Alte stellte sich neben ihn und sah zu, auch der Fremde sah zu. Der kann nicht einmal die Batterie richtig anschließen, sagte sich der Fremde. Er war Monteur und hieß Joseph Merg. Er hatte den Paletot wieder im Flur abgelegt und sah jetzt wieder ziemlich mißmutig aus. Er hatte gegessen und getrunken, der Abend war in Wärme dahingegangen, es war jetzt halb zwölf, und er beschäftigte sich in seinen Gedanken wieder mit der kommenden Nacht. Man schien auch in der Familie den Abend für beendet zu halten und besprach sich nur noch wegen einer eventuellen zweiten Bowle. Da man aber die Mädchen nicht stören wollte, die unten in der Küche feierten, ließ man den Gedanken fallen. Die jungen Streichers verabschiedeten sich und gingen in den ersten Stock hinauf. Bevor sie gingen, tat die Schwiegertochter in ihrer Müdigkeit noch eine unvorsichtige Frage. »Wo gehen Sie hin?« fragte sie den Fremden.

Eine kleine Stille entstand. Die Frage war unvorsichtig gewesen, aber der Gast hätte immerhin »nach Hause« sagen können, nach Hause, wo immer dieses Zuhause liegen mochte. Aber der Mann sagte nicht nach Hause.

Er sah die Leute an, die ihn eingeladen hatten, er bemerkte, daß sie diese ganz bestimmte Antwort von ihm erwarteten, er sah den alten Streicher an und wurde plötzlich böse und sagte die Wahrheit: »Ich habe noch keine Unterkunft.«

»Sie bleiben hier«, sagte die alte Frau schnell.

Man überließ ihm eine Mädchenkammer im Dachgeschoß. Der alte Streicher brachte ihn selbst dorthin, legte ihm einige Zigarren auf den Nachttisch, kam dann sogar noch einmal und hängte den Paletot an den Kleiderrechen und legte die Geschenke neben die Zigarren auf den Nachttisch. Der Mann saß auf dem Bettrand und nickte ihm zu, als der alte Mann, ihm »gute Nacht« wünschend, hinausging.

Er blieb noch eine Zeitlang sitzen, in dem blauen Anzug, die Ellbogen auf die Knie gestützt. Ab und zu gähnte er. (Hunger macht müde, und Essen macht faul.) Nach zwanzig Minuten war alles ruhig im Hause, und der Mann erhob sich. Er zog seinen Paletot an, steckte die Geschenke ein und trat hinaus. Eine Weile stand er unschlüssig im Treppenhaus. Wer würde ihm aufsperrn? Er ging langsam im Dunkeln die Treppe hinunter. Da sah er, zunächst verwundert, daß unten Licht war; aus dem Bescherungszimmer kam, mit dem Schlüsselbund in der Hand, schon ohne Kragen, der junge Streicher. Er sah den Gast im Mantel auf der Treppe stehen. Er machte Licht im Flur und ging voraus.

Der weiß Bescheid, sagte sich der Gast und dachte an die Sache mit dem Wein am Abend.

Ohne ein Wort zu verlieren, gingen beide Männer zum Eingang, fast feindlich der Gastgeber, der dem Gast die Haustür aufsperrte, und fast freundlich der Gast, der aufatmend hinaustrat in die kalte Nacht.

»Bessie Soundso« und »Happy End« (1928/1929)

Zur Entstehung von »Happy End«

Es muß viel zusammenkommen, ehe man sich hinsetzt (und zwar für längere Zeit), um ein bestimmtes Stück zu schreiben. Stückepläne gibt es meistens viele. Und dann muß man sich schließlich einmal entscheiden. Wie gesagt, es muß eben viel zusammenkommen. Was kam bei »Happy End« zusammen? Brecht studierte in dieser Zeit den Marxismus und beschäftigte sich im Zusammenhang mit der Geschichte der großen amerikanischen Vermögen mit den großen Profiten und Geschäften. Ich selber befaßte mich mit einem Teil des Staates, mit der Kirche und kirchlichen Organisationen und insbesondere mit der Heilsarmee.

Weill wollte gern wieder eine Musik schreiben in der Art der »Dreigroschenoper«, und alle zusammen hatten wir Lust, die Serie der überdimensionalen Hollywood-Happy-Ends durch ein eigenes Supergigant-Happy-End zu mißkreditieren, und obendrein wollten wir alle und auch einige Schauspieler, mit denen Brecht früher zusammengearbeitet hatte, daß ein Teil des »Dreigroschenoper«-Ensembles zusammenbliebe. »Happy End« bot einigen vorzüglichen Schauspielern Rollen, die ihnen Vergnügen machten. Carola Neher, Gerron, Lorre, der durch den Film »M« später weltberühmt wurde, Homolka, der den Bilbao-Song himmlisch versoffen sang, Theo Lingen, der nicht das erste Mal mit Brecht, aber das erste Mal am Schiffbauerdamm-Theater arbeitete, und last not least Helene Weigel, die die mysteriöse Dame in Grau, genannt »die Fliege«, spielte »Happy End« war eine Art Vorarbeit zu einem Stück über die Heilsarmee. (Wir sa-

ßen damals oft in deren Lokalen. Einmal flogen wir raus. Brecht mußte bei einer Bekehrung entsetzlich lachen.) Es entstand zunächst eine Kurzgeschichte von mir. Dann wurde ein Stück geschrieben (»Der Brotladen«), das leider Fragment blieb. Noch viel später fand Brecht die Form der vorhandenen Szenen vorbildlich. (Das Fragment wurde inzwischen auch veröffentlicht.) Dann kam eine Menge andere Arbeit, und wir legten die Heilsarmee-story beiseite. Alle Erfahrungen und Versuche wurden später in der »Heiligen Johanna der Schlachthöfe« weiter verwendet und ausgebaut. Im August 1929 wurde »Happy End« aufgeführt. Es lief nicht lange. Man nahm uns das Stück zum Teil übel. Manche sagten, die Brechtleute wollten vor allen Dingen den finanziellen Erfolg der »Dreigroschenoper« wiederholen, andere waren durch den Schluß der Komödie schockiert: Während die Gangster in die Heilsarmee eintreten, erschienen hinter den rosa erleuchteten Fenstern drei Heiligenscheine mit der Inschrift: Sankt Morgan – Sankt Henry Ford – Sankt Rockefeller. Es ging ein riesiger Tumult los. Aber es war eine herrliche Aufführung. Das Stück »Happy End« folgt inhaltlich einer kleinen Geschichte, die ich in einer alten amerikanischen Magazinnummer gelesen habe. Brecht riet mir, sie zu bearbeiten, da sie so ziemlich alle Elemente einer gewissen volkstümlichen Literatur enthielt, von der Film und Magazine leben. Brecht versprach mir sogleich, einige Songs beizusteuern, wenn ich sie für die Bühne bearbeiten würde. Außerdem enthält diese Geschichte einen nicht uninteressanten Teil des Begriffes Amerika.

Bessie Soundso.
Eine Geschichte von der Heilsarmee

»Über Religion gibt es verschiedene Auffassungen, von Nächstenliebe gar nicht zu sprechen: aus Nächstenliebe sind ganze Rassen ausgerottet worden, und was religiöse Leute betrifft, ich meine jetzt wirklich religiöse Leute, nicht Heuchler, so darf man natürlich nicht erwarten, daß es überhaupt keine Leute mehr sind wie andere Leute. Wenn ein Mensch in wirklicher Religiosität sein Leben zubringt, da bringt er in dieser Religiosität, im Gegensatz zu Menschen wie Sie und ich, die nur mal gelegentlich einen Abstecher in dieses Gebiet machen, eben alle Triebe und Gemütsbewegungen unter, die eines Menschen Innenleben ausmachen. Ich habe einen Mann gekannt, der verstand es, aus sechsundsiebzig verschiedenen Zutaten einen Cocktail zu mixen, aber was ein ganz normales, ganz gewöhnliches Innenleben angeht, so könnte man darin eine noch ganz andere Anzahl von Bestandteilen feststellen.«

Dies sagte mir in einem ganz honetten Restaurant in Hamburg ein ruhiger Mann nahe der Fünfzig, und damit leitete er sehr zweckdienlich eine kleine Geschichte ein.

»Vor fünfundzwanzig Jahren habe ich einmal der Heilsarmee angehört. Mit einem Trupp wirklich religiöser Leute ging ich auf die Menschheit los, die es, soweit wir das beurteilen können, anscheinend nicht vorhat, sich noch zu bessern. Es war in San Francisco im Jahre 1906. Die Heilsarmee ist eine sehr nützliche Einrichtung. Im Konversationslexikon, wo ich einmal an einem Regentag auf See, natürlich als ich schon längst nicht mehr dabei war, Informationen über sie einzog, heißt es, sie sei eine Einrichtung, dem Elend und der Roheit der armen Leute zu steuern. Das mag sein, aber die Hauptsache ist, daß sie in Stadtvierteln, wo es gar keine Möglichkeit gibt, als

Mensch weiter zu existieren, sondern höchstens als etwas ganz anderes, wirklich saubere Unterkunftsräume zur Verfügung stellt und in einer gewissen Menge auch eßbares Essen. Damit tritt man dem Elend und der Roheit natürlich am besten entgegen. Damals, als ich dabei war, hatte ich allerdings nicht ganz diese etwas kahle Anschauung. Ich war, wenn ich so sagen darf, in einer religiösen Strähne. Ich lief den ganzen Tag und meistens einen großen Teil in der Nacht mit noch einigen anderen in der bekannten Uniform, die keineswegs der Eitelkeit diente, mit Musikinstrumenten, Kochgeschirr und Bibel herum und rettete. Ich will übrigens die Sache absolut nicht ins Lächerliche ziehen. Wenn ich das wollte, brauchte ich die ganze Geschichte nicht zu erzählen, denn sie gründet sich darauf, daß wir alle religiös und von bestem Glauben waren. Fast immer waren wir die gleichen fünf: ein älterer Mann namens Brown, ein Mädchen, das Leutnantsrang hatte, Bessie Soundso, ihren Zunamen habe ich vergessen, ein dicker Junge, in den Slums ›Bibel-Billie‹ geheißten, ein skrufulöses Mädchen, von dem ich leider sogar den Vornamen vergessen habe, und ich. Der Hervorragendste von uns war Bibel-Billie, trotz seiner neunzehn Jahre ein bedeutender Prediger, die schönsten Stimmen hatten Bessie und ich. Aber ich will jetzt gleich mit dem Vorfall anfangen, mit dem die Geschichte anging. Es war ein sehr unangenehmer Vorfall.

Wir waren an diesem Abend schon durch x Höfe und Kneipen getrottet, hatten unsere Lieder gesungen, Ansprachen gehalten und Centstücke eingesammelt, so daß wir alle schon reichlich abgehetzt waren, als wir in der Nähe der Docks in einer kleinen, unsagbar schmierigen Kneipe auf den abgehärtetsten, abgesottensten und hoffnungslosesten Abschaum stießen, mit dem wir es je zu tun gehabt hatten. Ich glaube, es waren abgeheuerte Mannschaften eines dieser verrufenen Küstendampfer.

Schon gleich bei unserem Eintritt fing ein ungeheures Gejohle an, aber das waren wir im Hafendistrikt gewohnt wie unsere kalten Abendessen. Wir ließen uns also nicht entmutigen, stellten uns neben dem ersten Tisch auf, an dem zufällig keine Leute saßen, und begannen unser Repertoire. Die beiden Mädchen hatten den Topf zwischen sich, und ich entfaltete unsere kleine Fahne. Wir sangen gewöhnlich zuerst zwei Lieder. Wenn wir zu fünf sangen, verschafften wir uns leichter Ruhe und Gehör für das Weitere, aber beide Lieder gingen in einem förmlichen Ozean von Geschrei und Gelächter unter. Wie gesagt, wir waren viel gewohnt, aber damals waren wir Anlaß und Gegenstand eines Skandals, wie ich ihn nie wieder erlebt habe. Ich meinte, das Trommelfell mußte mir zerspringen, so wüst war der Lärm, der einzig und allein gegen uns gerichtet war.

Nach den Liedern kam sonst Billies Ansprache, aber heute sah sich Billie zuerst fragend nach Bessie um, ob er überhaupt reden sollte. Manchmal ist es ja besser, wenn man einen günstigeren Zeitpunkt abwartet und wiederkommt und nicht gleich beim erstenmal seinen Kopf durchsetzen will. Aber Bessie hatte anscheinend nicht darauf geachtet, vielleicht erwartete sie auch einfach Billies Rede, oder was sonst mit ihr los war, kurz und gut: in der kleinen Pause, die unter uns entstand, während das Nachäffen und Nachgrölen unserer Lieder drüben weiterging, geschah etwas sehr Merkwürdiges: Brown, der sonst nie ein Wort redete – er schlug die Trommel und war überhaupt erst ganz kurz bei uns –, trat rasch vor und sagte etwas, und zwar redete er nicht etwa zu uns hin, sondern zu der Gesellschaft vis-à-vis. Wir waren starr. Es war eine richtige Ansprache, die er hielt. Er sprach zuerst ziemlich leise und unsicher, und der Radau war nach wie vor fürchterlich. Er sagte denen drüben, weshalb wir hergekommen wären usw., und dabei kam er nach und nach immer besser in Fluß, und seine Stim-

me tönte dann derart, daß jeder im Lokal ihn bei mittlerem Lärm einfach verstehen mußte, wenn er nur gewollt hätte. Aber sie wollten ihn nicht hören und schrien ihn an, und immer neue Fluten gemeinster Beschimpfungen ergossen sich über uns. Sie tranken einen Extra-Whisky auf das Wohl der Heilshunde und sagten solche Dinge zu Bessie, daß sie ein ganzes Leben brauchen mußte, um sie zu vergessen. Dann ging alles immer mehr gegen Brown, der heute abend unser Redner war. Aber Brown steckte alles ein und redete immer wieder in aller Ruhe weiter. Ich bewunderte Brown und fand es großartig, wie er da stand und eine Ansprache hielt, ohne es vorher je getan zu haben, noch dazu unter solchen Umständen. Dabei mußte er fortwährend aufhören, wenn der Lärm so anwuchs, daß man meinte, die Decke müßte herabkommen. Ich glaube nicht, daß Brown eine natürliche Begabung zum Reden hatte, aber wir standen im Vergleich zu ihm da wie vier Stockfische in Uniform.

Brown redete und redete, und unvorsichtigerweise zog er, als er vom Halt sprach, den der Glaube denen bietet, die viel den Gefahren ausgesetzt sind, Frauen und Kinder mit hinein. Damit hatte er ihnen wieder ein rotes Tuch hingehalten, darauf schienen sie wieder gerade gewartet zu haben. Besonders die Mädchen benahmen sich jetzt toller als tollwütige Hunde, ich dachte, sie müßten sich jeden Augenblick auf uns stürzen und uns zerreißen. Der Haupttrandalierer kam auf etwa drei Schritt an Brown heran, fuchtelte ihm mit seiner Hand, an der drei ganze Finger fehlten, vorm Gesicht herum, nahm seine Zigarre aus dem Mund und spuckte in weitem Bogen in den Topf, den die beiden Mädchen hielten und der für die Spenden bestimmt war. Wieder ein anderer unterbrach ihn und bellte von hinten wie eine zersprungene Hafenglocke: ›Git out at once or we'll git you out!‹ – ›Sofort raus, oder wir befördern euch raus!‹ Er hatte weitaus den stärksten Applaus.

Wir alle, außer Brown vielleicht, wußten, daß es an den Tischen neben den Whiskygläsern und Flaschen noch eine gute Anzahl Schlagringe und Brownings gab, und wir wußten, wir dienten unserer Sache schlecht, wenn wir es bis zu einem Handgemenge kommen ließen. Brown hätte aufhören müssen, schon um der Mädchen willen, aber er konnte es seiner Ansicht nach anscheinend noch nicht. Er erhob noch einmal seine Stimme zu ungewöhnlicher Stärke, er hatte jetzt selbst jede Hoffnung aufgegeben und sprach ganz ungeheuerliche Sätze, so als hätte er die Sünde in Person, den Abschaum der ganzen Welt hier an den paar Tischen vor sich. Er stand da wie der Prophet, der das bis in den Grund verderbte Babel verflucht, und was er zum Schluß sagte, war auch ein einziger Fluch und galt der ganzen Stadt: Ein Ort, der solches zuließe, rief er, müsse ausgerottet und dem Erdboden gleichgemacht werden, ein Strafgericht würde kommen, kein Stein würde auf dem anderen bleiben, die Schiffe würden zerbrechen und sie selbst in Feuer und Flut umkommen, und der Arm des Herrn sei schon ausgereckt, und niemand könne ihn mehr wenden. Brown hatte gebrüllt, daß man ihn drüben in Oakland hören konnte. Wir wagten kaum zu atmen. Ein mulmiges Schweigen hatte eingesetzt. Browns Rede hatte also doch Eindruck gemacht, aber keiner von uns ahnte, was von der anderen Seite erfolgen würde, wenn das Schweigen aufhörte. Da wandte Brown uns sein bleiches, schweißbedecktes Gesicht zu und sagte, seine Trommel vom Tisch nehmend, daß wir gehen wollten. Wir hatten etwa zwanzig Minuten zu gehen, und während der ganzen Zeit sprach keiner von uns ein Wort. Es wehte ein scheußlicher Wind vom Wasser her, und wir waren alle sehr bedrückt. Ich glaube, jeder von uns viere hatte das deutliche Gefühl, daß wir es heute abend nicht ganz richtig angefaßt hatten und daß Brown zu weit gegangen war. Es war, als ob er mit seiner Verflu-

chung etwas heraufbeschworen hatte, das jetzt über uns in der Luft lag und nicht mehr ohne weiteres wegzubringen war. Ich hätte gern gewußt, was Bessie bei sich darüber dachte, da sie ja eigentlich unsere Führerin war, aber ich traute mich nicht zu fragen. Bessie, das wußte ich von soundsoviel Gelegenheiten, war in demselben Maße tüchtig und gescheit, wie sie fromm war, und wenn sie sich heute abend von Brown das Heft aus den Händen hatte nehmen lassen, so würde sie schon ihre guten Gründe dafür gehabt haben.

Das war am Abend des 1. April 1906, das heißt, es war schon Nacht, denn wir langten erst gegen zwölf Uhr in unserem Quartier an.

Ich schlief sehr schwer ein und erwachte nach unruhigem Schlaf unter höchst merkwürdigen Begleiterscheinungen. Mein Bett schwankte wie ein alter Küstendampfer, die Bilder an den Wänden pendelten leicht hin und her, und zum Überfluß klirrten die Fensterscheiben. Ich sprang aus dem Bett und zog flüchtig meine Kleider an. Meine Taschenuhr zeigte fünf Uhr, es war noch nicht ganz hell. Ich hörte aber, daß in den anstoßenden Räumen die Leute auch schon auf waren.

In dem Augenblick, als ich aus meinem Zimmer austrat, begann das unheimliche Schwanken und Rollen von neuem. Ich flog direkt auf den Gang hinaus, wo die anderen vier schon versammelt standen, bleich und halb-nackt. Brown lehnte am Gangfenster und sah hinaus. Ich fragte, was das wäre und ob es Explosionen in der Nähe seien, ich hätte keine Detonation gehört. Meine Frage war ungemein lächerlich, denn schon kam ein neuer Stoß von unten, daß man meinte, das ganze Haus lege sich auf die Seite. Wir taumelten an der Wand hin und her, uns war allen übel geworden. Dann wurde es wieder ruhig. Brown sagte, ohne uns anzusehen, wir wollten hinuntergehen und unsere Sachen mitnehmen, ganz gleich, was es sei. Dann drehte er sich zu uns um, und

sein Gesicht war furchtbar. Er war vollständig angezogen.

Während Bessie und Billie die Sachen holten, setzten die Schwankungen wieder ein, noch stärker als vorher, das Licht im Gang wurde um viele Grade dunkler und Browns Gesicht noch weißer. Mit großer Anstrengung sagte er: »Es ist keine Explosion.« Er wurde nervös, weil die beiden unverhältnismäßig lange brauchten. Er wußte, was diese Stöße und Schwankungen bedeuteten.

Ich erlebte jetzt vor meinen Augen, wie sich ein Mensch von Grund auf veränderte. Schon gestern abend war es ein anderer Brown gewesen als der, den wir kannten, aber jetzt stand etwas gänzlich anderes vor mir an der Wand. Das Gesicht dieses Dings war weiß wie ein Handtuch, seine Augen flackerten, und er war wie im Fieber. Dabei zwang er sich, ruhig zu bleiben, das übte eine große Wirkung aus. Brown war von zarter Natur, aber ich sah, daß das gar keine Rolle zu spielen braucht, denn jetzt war da ein Mensch von ungeheurer Wucht und einer geradezu unmenschlichen Willensstärke.

Sobald die beiden andern kamen, setzte sich Brown an unsere Spitze und eilte uns voran, daß wir kaum folgen konnten. Er nahm den Weg zu den Docks. Wir liefen nicht lange, denn wir gerieten in einen Strom fliehender Menschen. Der hörte nicht mehr auf. Wir kamen nur ganz langsam vorwärts. Das Menschenchaos, das sich durch die Straße drängte, wurde immer dichter und verwirrter, die meisten waren im Hemd. Wagen waren dazwischen und ein paar Feuerwehren, die Trambahnen fahren nicht, aber es war die Zeit, wo die Gemüsekarren schon in die Stadt hereingekommen waren. Die Menschen schrien und heulten, ein unaufhörliches Rollen lag in der Luft, der Boden unter uns bewegte sich wieder, wenn auch lange nicht so heftig wie am Anfang, und es wurde immer gelber und brauner über uns, obwohl der

Tag vorrückte. Man hörte gewaltige Detonationen, und es roch nach Rauch.

Sie werden es gemerkt haben, daß das, was im Gange war, das berühmte Erdbeben von San Francisco war, eines der größten, das die Welt gesehen hat.

Für einen, der einmal ein Erdbeben mitgemacht hat, ist es schwer, es zu beschreiben, und für einen, der es nicht miterlebt hat, ist es schwer, es sich vorzustellen, alle Phantasie reicht nicht aus. Es ist nicht so, als ob eine Stadt einfach wie ein Blumentopf ins Meer geschmissen wird oder wie eine Zündholzschachtel zerquetscht wird mit allem, was drin ist, die Erde reißt auch nicht einfach auf, und Menschen und Häuser fallen wie Papierschnitzel in die Spalten hinein: so ein Beben zieht sich sehr lange hin und ist mit Feuer verbunden, und die Bewohner einer Stadt, die von einem Beben heimgesucht wird, haben Zeit genug, alle Qualen auszukosten, die ein Mensch bei einer solchen Katastrophe nur durchmachen kann. Man besteht nur aus Furcht und hat alle Mühe, nicht wahnsinnig zu werden. Diese Stöße von unten, die sich auf den Magen übertragen und Übelkeit und Schwindel erregen, sind grauenhaft, und es wird immer schlimmer, denn die Bewegung nimmt zu, mit einem Male bewegt sich alles: der Boden unter Ihren Füßen schwankt und stößt. Häuser, Bäume, Telegrafentangen, Menschen bewegen sich in komischen Winkeln aufeinander zu, der Himmel bewegt sich dazwischen, daß Ihnen schwarz vor den Augen wird, und dabei sind Sie in ein schreiendes, heulendes Menschenknäuel eingeschlossen und haben nur noch eins im Kopf: wegzukommen von hier an einen Fleck, wo sich der Boden nicht mehr unter Ihnen bewegt und Sie nicht mehr in Gefahr sind, daß sich Ihnen der nächste Kirchturm über den Magen legt oder Ihnen bereits die nächste Haustür für immer die Augen schließt. Alle wollen nur eins: weg. Sie haben keine Ahnung, ob es sich um eine lokale Katastro-

phe handelt oder um mehr, sie wollen nur weg. Und genauso, wie Sie, wenn Sie hier Ihr Bier trinken, mir nicht sagen: ich trinke jetzt Bier, so sagt auch keiner bei einem Beben, jetzt ist ein Erdbeben. Man weiß nur, jetzt kann es einen jede Sekunde fassen, und dort, wo Häuser sind, ist es am schlimmsten. Deshalb versuchten die meisten, außerhalb der Stadt zu gelangen.

Brown wollte zu den Docks, also in die Nähe des Chinesenviertels, und nahm dabei seinen Weg zur Market Street. Es war glatter Wahnsinn von Brown. Aber ich sage Ihnen, er gab uns ein solches Beispiel, und es ging eine solche Kraft von ihm aus, daß wir gar nicht anders konnten als ihm folgen.

Wir waren in einer sehr schmalen Straße, die in die Market Street einbiegt. Es war ein furchtbares Durcheinander und ein entsetzliches Getöse. Zu allem stürzte dicht vor uns ein Gemüsewagen um und versperrte die halbe Straße. Das Menschenknäuel staute sich. Wir selbst konnten nicht weiter. Die Kräftigeren kletterten über den Karren hinüber, viele Menschen stürzten zu Boden, und die anderen stiegen über sie hinweg. Keiner zog den Karren zur Seite, der soviel Menschen das Leben kostete. Wir fünf standen wie eingemauert zwischen dem Karren und der Häuserwand und konnten nicht mehr vor- und nicht mehr rückwärts.

Auf einmal fing Brown an zu reden. Er war größer als wir alle. Er redete ähnlich – wie am Abend vorher, nur war es diesmal eine feurige Bußpredigt, die er hielt, jetzt, da seiner Überzeugung nach der Anfang vom Ende, der Weltuntergang, da war. Er sprach mit großem Schwung, ungeachtet des Getöses, und mit einer Inbrunst, die erstaunlich war. Die Menge, die nicht weiterkam, weil er die Straße vollends verstopfte, wandte ihm ihre Gesichter zu. Es ging tatsächlich etwas wie ein überirdischer Glanz von ihm aus. Wie lange er sprach, weiß ich nicht, aber zuletzt stimmte er an ›Christ is risen‹. Unter der Gewalt

seines Beispiels und der Katastrophe, die uns umgab, und aus einem fürchterlichen Angstgefühl heraus sang ich auch mit, auch Billie sang und das skrofulöse Mädchen. Viele Leute, die angestürmt kamen, fielen schon von weitem ein und sangen noch weiter, als sie nicht mehr vorwärtskamen, und blieben stehen, wie an den Boden genagelt, und es war eine allgemeine Singerei inmitten der untergehenden Straße, die sozusagen durch Singen verstopft war.

Ich weiß nicht, wie es kam, aber plötzlich fiel mein Auge auf Bessie...

Bessie sang nicht mit. Sie war, wie wir alle, totenbleich, aber sie sah sehr finster aus. Und ganz plötzlich, zwischen zwei Strophen, als Brown gerade wieder Atem schöpfte, brüllte sie ihn an: ›Stop that nonsense!‹ – ›Laß den Unsinn!‹ Brown blickte Bessie mit vollkommen unnatürlichem Blick verständnislos an und sang weiter. Immer mehr Leute hatten sich um uns angehäuft und bildeten ein Hindernis für alle, die sich durch diese Straße retten wollten. Sie waren alle verloren.

Meinen Sie, ich komme auf den Namen des Mädchens? Sie hat mir und einem Haufen anderer das Leben gerettet, indem sie gegen das Absingen von Chorälen protestierte. Aber ich kann und kann mich nicht auf ihren Namen besinnen. Ich sehe sie noch vor mir. Sie ragte über die Menge hinaus, sie ließ sich irgendwie von irgendwem hochheben, sie hielt ihre beiden Hände wie einen Schalltrichter vor den Mund, und sie rief unaufhörlich: ›Stop that nonsense! Get the car away! Get out of the town!‹ – ›Laßt den Unsinn! Tut den Wagen zur Seite! Verlaßt die Stadt!‹ Sie schrie es taktmäßig und verzweifelt, und obwohl ihre Stimme nicht sehr stark war und obwohl die um Brown nur um so lauter sangen und obwohl einige sogar versuchten, sie herunterzuzerren, brachte sie doch zuwege, was sie wollte, nämlich, daß einige Burschen, deren Verstand noch nicht ganz wegge-

sungen war, den Karren anfaßten und nicht mehr als ein von Gott geschicktes Hindernis, sondern als einen wirklichen, gewöhnlichen, verdammten Karren behandelten und ihn ohne Scheu auf die Seite schafften. Und in einem großen Gedränge und Geschiebe, das aber im Grund nicht größer war als das eines beliebigen Mittags, zwischen gewöhnlichen Tramways und in einer, was das Geschrei betrifft, beinahe wohlthuenden Ruhe arbeitete sich das Menschenknäuel aus der Straße heraus, fast als sei es die natürlichste Sache von der Welt. Von Brown hörte und sah ich nichts mehr. Aber Bessie sah ich noch eine Zeitlang neben mir gehen, das Gesicht überströmt von Tränen. Das ist ungefähr das, was ich Ihnen über Religiosität sagen wollte.«

Happy End [Auszug aus Projektion 7]

Nach einer halben Stunde Gespräch war die religiöse Frage noch nicht gelöst. Aber Lilian hatte drei weitere Whiskys getrunken und wagte nun, um die granitnen Herzen zu bezwingen, ein gefährliches Experiment.

Lilian: Aber das stimmt doch gar nicht.

Sam: Ja, ja, wenn nur die Arbeit der Heilsarmee nicht so fad wäre. Das wäre ein Geschäft. Ein Paar hübsche Mädchenbeine hineingearbeitet, und das ganze Unternehmen ginge hoch wie irgendwelche Aktien der Standard Oil. es ist nichts Pikantes drin. Wenn sie schon mal eine hübsche Heilige haben, dann stellen sie sie in Florstrümpfen heraus und in Baumwolle. Sie sind nicht gemeint... Und davor schreckt natürlich der stärkste Mann zurück.

Lilian *vom Whisky angefeuert*: Ja, meine Herren, wie ich sehe, ist in diesen Stadtvierteln und sogar in Ihrer Mitte der Aberglaube verbreitet, daß es sich bei uns um eine – sagen wir – etwas langweilige Sache handelt. Das möchte ich hier richtigstellen. Ich weiß zum Beispiel nicht, ob Sie unser Programm so genau kennen. Unser Programm umfaßt Lieder von der harmlosesten bis zu der – ich möchte beinahe sagen – gefährlichsten Art. Diese zielt darauf ab, nicht nur einer bestimmten Sorte von Menschen etwas zu bieten, sondern jeder Sorte. Da ist zum Beispiel das Lied für junge Kaufleute, wir haben ein hübsches Lied für Handwerker, da haben wir den Matrosen-Song. Das dürfte vielleicht etwas für Sie Passendes sein. Ich singe es jetzt. Urteilen Sie selbst.

Sam: Ist's wirklich etwas Amüsantes?

Lilian: Passen Sie nur auf.

Jimmi: Gepfeffert?

Lilian: Wir werden ja sehen! Wie gesagt, es handelt nämlich von den Matrosen, die ja bekannt sind als Großspre-

cher, so was man von den Matrosen im allgemeinen so sagt. Dazu brauche ich nur einen Hut.

*Folgt, gesungen von Lilian, ein schlüpfriger Song
anschließend kommt die Heilsarmee zurück*

Hanibal: Aber Schwester Lilian, was machen Sie denn da?

*Die Heilsarmee hat die letzten beiden Verse, in der offenen
Tür stehend, angehört*

Polizist: Ist das Ihr Leutnant, den ich hier herausholen soll?

Hanibal: Ich denke, wir können wieder gehen. Wenn sie solche Lieder singt und sich betrinkt in einem solchen Lokal, da können wir sie ruhig hier lassen, wo sie offenbar hingehört.

Polizist: Ja, in diesem Sumpf versinkt ein Eisenbahnzug in einer Minute.

Heilsarmee und Polizei ab

Lilian: Meine Herren. Das ist sehr unangenehm, daß sie das Lied hörten. Das sind dumme Leute. Die erzählen dem Major lauter unangenehme Sachen über mich. Und wie ich Ihnen sagte, wenn Sie so weitermachen, werden Sie einfach zur Hölle fahren. Ich sage es noch einmal, Sie werden zur Hölle fahren. *Zu Bill:* Und Sie auch!

Bill *springt auf und brüllt:* Jetzt Schluß. Ich lasse mir das nicht gefallen! Mir solchen Schmachtfetzen vorzusingen! Ist ja ekelhaft, diese Gemütskisten! Wenn ich vorhabe, zur Hölle zu fahren, dann fahre ich zur Hölle – und ich möchte sehen, wer mich daran hindern könnte.

Lilian *in die Tür:* I c h !

Bill greift nach einem Stuhl, als ob er ihn ihr nachschleudern will.

Flucht und Exil (1933-1948)

Und wußte nicht, wohin...

In der Zeit, als ich am Alex, im Untersuchungsgefängnis, inhaftiert war, wurde ich zwei Mal in die Albrechtstraße gebracht und wurde dort verhört mit Protokoll und allem. Da sah ich dann auch die Anklage. Und da muß jemand gewesen sein – vielleicht ein ehemaliger Sozialdemokrat –, der uns gut gesonnen war. Dem sagte ich: »Sie schreiben mir viel zu langsam, lassen Sie mich das selber tippen.« Und wenn ich dann etwas formulieren wollte, was ihm nicht paßte – in meinem Interesse –, hat er es umformuliert. Bis zum Schluß wurde alles als haltlose Anklage zurückgewiesen. Und dann wurde ich wieder zurückgebracht. Als ich das letzte Mal hingebacht wurde, fuhr mit uns ein Wagen herein – das war Brechts beschlagnahmter Steyr-Wagen. Ich hätte nicht gedacht, daß sie den gar nicht verändert hatten. Da war nur irgendwie ein ganz dünner Strich herumgezogen. Sonst war das der alte Wagen. Und man benutzte solche unauffälligen Wagen sehr [gern], die durch nichts gekennzeichnet waren, unauffällig wo vorzufahren, Leute abzuholen usw. Den hatte ich nicht retten können. Den hatte ich von Garage zu Garage gebracht, weil ich immer dachte, es würde sich noch jemand finden, der nach Dänemark fährt und den Wagen mitnimmt. [...]

Dann wurde ich entlassen. Das war an einem Sonnabendnachmittag, ich werde es nicht vergessen – da habe ich auch meine Entlassung selber getippt.

Und dann stand ich da plötzlich auf der Straße und wußte nicht wohin. Sollte ich wieder in die Pension gehen? Vielleicht ist das nur ein Trick – wie es so oft war –, um mich wieder zu verhaften, um nur zu sehen wen besucht sie, mit wem spricht sie auf dem Wege?

Ich habe mich zu einem dieser Ausländer getraut. Und der war dann auch kühn genug und hat mich in die Pension zurückgebracht. Dann bin ich – ich glaube – am übernächsten Tag [gefahren]. Ich habe mich dann nur noch mit dieser Frau verständigt, die mir die ganze Zeit geholfen hatte, die schon Brechts Zuehfrau war und dann meine. Und die hat mir packen geholfen, einen Teil habe ich bei ihr hinterlassen. Und sie hat mich dann mit auf die Bahn gebracht. Von Charlottenburg bin ich dann gefahren. Aber vor Paris kam ja noch die Grenze. Ich war mir nicht klar, ob das gelingen würde. Und dann kam zwei Tage später jemand und sagte mir: »Wie gut, daß du weg warst, denn du solltest wieder verhaftet werden. Sie waren wieder da und sie haben dich gesucht!«
[...] Solche Zeiten kann man kaum durchstehen ohne Freunde. Ohne diese Frau, die schon bei Brecht Zuehfrau war und mir dann geholfen hat, wäre ich nicht durchgekommen. Lilly Brik kennt sie übrigens auch, sie hat mir mal ein Foto mitgegeben, wo sie sie in der Küche aufgenommen haben. Aber das betraf viele andere Menschen auch, die man vorher kennengelernt hat. Vielleicht hat man sich selber bewährt in solchen Zeiten. Viele Freunde, viele Menschen, die ich damals kennengelernt habe, schon ehe ich Brecht kannte oder die, die ich, als ich bei Brecht war, kannte – ich habe ja auch Leute selber getroffen, außerhalb von Brecht, einige –, von denen gibt es heute noch eine Reihe, mit denen ich in Verbindung bin. Also das ist die Emma Radtke, es ist meine Freundin in London, von der ich sprach. Da gibt es die Lilly Brik. Das ist nur ein ganz sporadischer Zusammenhalt, aber, wenn jemand hinfährt, schick ich ihn meistens vorbei oder sie läßt mich grüßen. Ich habe sie zuletzt 1965 [gesehen] – nein, ich kann es gar nicht sagen, wann ich bei ihr war – in ihrer Wohnung, wo sie mir dann von ihrem Leben noch erzählt hat, wie sich das weiter abgespielt hat. Oder da sind die alten Freunde

Bernhard Reich und Asja Laxis, die kenne ich nun seit den zwanziger Jahren. Ich könnte Ihnen auch nicht sagen, wie man es anstellt, daß man Freunde behält und nicht nur hält. Jedenfalls finde ich es sehr schön, wenn es sich so ergibt, und ich glaube, man hat es auch nötig. Ich kenne jemanden, der hat kaum Freunde oder wenig Freunde. Und ich weiß nicht, ob ich recht habe, wenn ich da manchmal ungeduldig bin, weil das auch mit Krankheit zusammenhängt und mit viel schlechter Laune. Jeder Mensch hat so viel oder so wenig Freunde, wie er haben will. [...] Jedenfalls ich habe das Glück gehabt, eine ganze Reihe von Freunden zu haben. Es handelt sich schon um dreißig, vierzig, ja fünfzig Jahre Freundschaft.

Im Greyhound unterwegs

Ich hatte es nicht glauben wollen, was man mir über die Hitze erzählte. Ich hatte gesagt, ich war schon in heißen Gegenden, aber man lächelte nur und sagte, es ist anders, weil bis hierher keine Brise, kein kühlender Hauch kommt, und wenn es etwas regnet, ist es wie in einem Dampfbad. In den Geschäften sah ich Kleider, hauchdünn und mit freiem Rücken, und für die Männer ganz dünne, kreppartige Anzüge – alles schon für den berühmten Sommer, und als ich mich über die riesigen Quantitäten wunderte, sagte man mir, man muß sich oft drei-, viermal am Tage umziehen. Im Keller wurde das »Shower« wieder installiert, das während des Winters abmontiert gewesen war, damit man gleich vom Garten aus eine kalte Dusche nehmen kann. Überhaupt wurde das ganze Basement aus- und umgeräumt, die eine Ecke war mit Bänken und Stühlen zum Sitzen eingerichtet – wenn es zu heiß ist, daß man mittags hier etwas ausruhen kann. Dann bei einer anderen Gelegenheit: O nein,

Armbänder und Halsketten trägt man nicht, viel zu heiß! Nichts, nichts wollte ich glauben, alles hielt ich für übertrieben. Aber dann eines Tages, zusammen mit dem Hausputz, verschwanden auch die Teppiche und Läufer, die irgendwo aufgerollt und eingemottet in einem Store deponiert wurden, die Übergardinen wurden von den Fenstern genommen und wurden auch nicht wieder angebracht, die weißen Spitzengardinen erschienen auch nicht wieder. Vor den Fenstern hingen ganz kleine, leichte, hauchzarte Seidengardinen, die keine Luft und kein Licht wegnahmen und sich beim leisesten Lüftchen hin- und herbewegten. Die Sitzmöbel wurden mit kühlen Slipcovers aus Leinen oder Kretonne bezogen, damit sie kühler waren. So wurde das ganze Haus auf Sommer umgestellt.

Und noch eine Reihe anderer Erleichterungen und Umstellungen wurden während der ersten Wochen der Sommerhitze vorgenommen, an die man noch nicht gedacht hatte, und außerdem bringt jeder neue Sommer neue Verbesserungen in bezug auf das Sommerleben mit sich. Und dann kam die Hitze. Zuerst war es nicht so arg. In den Autobussen sausten die Windfächer, und die gut rasierten Schutzleute sahen in ihren hellblauen Hemden und blauen waschbaren Hosen aus wie gesunde vornehme Herren, die eben zum Golf gehen wollen. Auch in den Schlafzimmern und unten neben dem Eßtisch ging der Windfächer. Man aß jetzt immer auf der Porch. Sämtliche Fenster und Türen und Verandaöffnungen wurden mit Screens versehen, damit man, so lange und wann man wollte, alles auf haben konnte, ohne daß eine Mücke oder Fliege ins Haus kam. Dann wurde es ärger, früh um sechs Uhr schon prallte die Sonne herunter. Traf sie durch ein Fenster auf das Bett eines Schläfers, so war es mit seiner Ruhe vorbei, traf sie in ein Frühstückszimmer, so stöhnte die ganze Familie bei der Melone über die Hitze. Man ließ fast den ganzen Tag die Blinds

herunter. Die Woll- und Steppdecken verschwanden gänzlich in einer Mottenkiste, bislang hatte man sich wegen vereinzelter kühler Nächte noch nicht getraut, sie endgültig wegzuräumen.

Man fing an, zu den Mahlzeiten Eistee und Eiskaffee zu trinken, und Eissherbet war immer im Eisschrank. Das bißchen Gras im Garten, die Blumen, die während des April gehegt und gepflegt, wurden welk und rostfarben. Morgens ganz früh und abends, wenn die Sonne sank, lagen die Wasserschläuche auf dem Rasen, und das Bewässerungsventil surrte, und springbrunnenartig wurde Stück um Stück des Rasens etwas mit Wasser erfrischt, damit er nicht ganz abbrannte. Und keinen Tag wurde ich den Gedanken los, daß vielleicht auch eines Tages das Wasser aufhören könne, wie ich es als Kind öfters im Sommer erlebt hatte in unserem Dorf, weil es dort wenig Wasser gab und die neue Wasserleitung fehlerhaft angelegt war. Aber man beruhigte mich, das Wasser war noch nie ausgegangen, es kam irgendwie unaufhörlich vom Mississippi oder Missouri. Im Landbezirk traf die Hitze die Landleute und Äcker.

In der zweiten Maiwoche kam die erste große Hitze-welle, the first spell, wie man sagte. Es war auch für die Einheimischen ungewöhnlich, und schließlich bestätigten auch die Zeitungen, daß dieses der heißeste und trockenste Mai seit sechsundneunzig Jahren sei und das Mississippital die höchsten Hitzegrade vor allen anderen Staaten aufweise. Die Bewohner des Tales waren fast stolz darauf, obwohl ihnen den ganzen Tag die Kleider am Leibe klebten, auch denen, die nichtstehend im dunklen Basement saßen, sie sprachen, wo immer sie sich trafen, zuerst immer »heat«.

Man wunderte sich, daß die Bäume überhaupt noch grün und auch noch Blumen da waren. Aber man darf auch nicht vergessen, daß mehr für sie getan wurde als für irgend etwas anderes, Gardening war sehr im

Schwange dieses Jahr. Die Außenwände der Häuser waren brennend heiß, und wenn man so ein Holzdach ansah, dachte man an Selbstentzündung. Auch die Wände drinnen in den Häusern fühlten sich warm an, so als ob an der Gegenseite der Wand ein Backofen stünde. Auch Glasfenster und -türen innerhalb der Häuser waren warm, wenn man sie anfühlte. Das Bett war ein einziger Backofen, obwohl es nur aus einer Roßhaarmatratze und einem Leintuch bestand. Das Kopfkissen flog sofort heraus, es war wie ein Klumpen heißer, feuchter Watte, man konnte es drehen, wie man wollte, nie war eine Seite etwas kühler als die andere. Man meinte immerfort, es sei so erstickend, weil die Fenster alle geschlossen seien, aber sie waren alle geöffnet. Und dann wieder meinte man, es sei so erstickend, weil alle Fenster hochgeschoben seien, aber dann waren sie alle zu.

Diese Hitze machte einen um so größeren Eindruck auf mich, als ich gerade während ihres Hauptausbruchs eine Reise machen mußte. Da ich wenig Geld hatte, nahm ich ein Round-trip-Billett der bekannten Greyhound-Bus-Gesellschaft, die jeden Tag allein nach New York acht ihrer Riesenbusse schickt. Wenn man so eine Reise macht und man Reisen gewohnt ist, muß man sich vorher über die Nachteile und Vorteile etwas im klaren sein. Ich kann mit ruhigem Gewissen behaupten, daß die Vorteile die Nachteile überwiegen, die ganze Reise ist ein einziges Abenteuer, die Businsassen bilden eine große Familie trotz des gelegentlichen Ab-und-Zugangs, und jeder Busdriver – sie wechseln ungefähr alle acht Stunden, beobachtete ich – benimmt sich, so jung, smart er meistens ist, wie ein richtiger pater familias, der sich seiner Pflichten wohl bewußt ist. Aber auch nicht von dieser Reise will ich sprechen durch die vielen verschiedenen Staaten, die Städte, die weiten öden Strecken, die zwischen den kleineren Orten lagen. Das, was ich hier erzählen will, betraf nur einen kleineren Teil dieser

Reise, obwohl auch alle anderen Teile jeder sein besonderes Abenteuer hatte. Dies war allerdings weniger ein Abenteuer als eine Erfahrung. Eine Erfahrung in der Negerfrage.

Die Negerfrage ist besonders in diesem Jahre zusammen mit anderen sozialistischen Fragen besonders heftig aufgeflammt. Man weiß das von Versammlungen, aus Zeitungen, aus Büchern, aus Theaterstücken, wie »They Shall Not Die« und »Stevedore«. In New York selber merkt ein Fremder nicht viel von einer Unterdrückung der Neger und einem Haß gegen diese Menschen, deren Hautfarbe nicht weiß, von lichtgelb bis tintenschwarz gefärbt wurde. Gut, sie haben ihre Wohnstätten in einem besonderen Stadtviertel, aber sie benutzen die Untergrund und den Autobus wie jeder andere, alle öffentlichen Gebäude wie Bibliotheken und Schulen usw. sind ihnen zugänglich wie anderen Rassen auch. New York ist eine internationale Stadt, das merkt man nicht nur hieran.

Ich war besonders entzückt von den kleinen Negerkindern. Je kleiner sie sind, um so undurchdringlicher, überirdischer und gründlicher ist der Blick dieser großen glänzenden Augen, deren Pupillen schwarz sind wie die Nacht und deren Weiß wie aus dickem bläulichem Porzellan, in denen sich das Blau des Himmels spiegelt. Sie lehnen sich an ihre Mütter an wie kleine Jesusse. Wäre ich ein Maler und hätte ich vor, eine Maria zu malen, so wäre es eine junge Negerin. Ich bin weder ein Maler, noch bin ich christlich gesinnt, aber es fällt mir kein anderer Vergleich ein.

Wie oft saß ich in New York in der Untergrundbahn Negerfrauen mit ihren Kindern gegenüber. Später, in St. Louis am Mississippi, sah ich viel, viel mehr Neger. Es gibt drei oder vier Stadtteile, in denen nur Neger wohnen. Von etwa neunhunderttausend Einwohnern sind etwa hundertfünfzigtausend Schwarze. Man mag sie

nicht, wenigstens die meisten mögen sie nicht, man will sie nicht in der Nähe haben, obwohl sie zu allen möglichen Arbeiten verwendet werden, Männer und Frauen. Es ist ein Wunder und ein Zeichen für die fortschrittliche Verwaltung verschiedener öffentlicher Einrichtungen, daß sie zum Beispiel in der Trambahn und im Autobus fahren können, denn die allgemeine Haltung ist so wie die der Southerners den Schwarzen gegenüber: es sind degenerierte, vertierte Untermenschen, die man höchstens als Sklaven halten und behandeln kann. Ich will nicht näher hierauf eingehen.

In die öffentlichen Schulen für Weiße dürfen Neger nicht. Aber zur Ehre von St. Louis sei es gesagt, daß viel für die Verwischung des Rassenhasses getan wird und daß zum Beispiel viel für die Negerschulen getan wird. Eine zum Beispiel, eine Schule für Verkrüppelte und geistig Zurückgebliebene, ist eine solche Stätte der Pflege, Liebe und Ausbildung, daß ich ihren Namen hier nennen will und auch den Namen ihres Leiters, eines jungen schwarzen Pädagogen. Aber wie gesagt, die öffentliche Meinung ist eine sehr feindliche, man wundert sich, daß es nicht so ist wie ganz südlich in Memphis oder anderen Städten der Südstaaten, wo es besondere Wagen für Neger an den Streetcars gibt, wo sie nur in bestimmte Plätze gehen dürfen usw. Allerdings, auch in St. Louis dürfen sie nur in eigens für sie bestimmte Hotels.

Als ich von St. Louis gelegentlich meines Round-trips wieder nach New York kam, vergaß ich in wenigen Tagen die südliche Aversion gegen Nigger, wie man so gern verächtlich sagt. Ich sah sie wieder in der Untergrund und in den Wartehallen, und es war alles in Ordnung.

Als ich von St. Louis abfuhr, waren es fast hundert Grad gewesen. In New York war es durch die kühle Brise gegen Abend etwas erträglicher. Als ich aber zurückfuhr, merkte man deutlich, wie man mit jedem paar Dutzend Meilen wieder in diese stehende, stickige, wolkige Hitze

hineinfuhr. In Washington kam es am Nachmittag zu einem Gewitter. Eine halbe Stunde lang fiel Regen. Washington ist eine Stadt mit unheimlich viel Grün, Bäumen, Parks, Gärten, Rasenplätzen, sie ist wegen ihrer Hitze ebenfalls berühmt. Nach dem Regen war es wie in einem dampfenden Dschungel, wie in einem Badehaus. Ich saß, ohne mich zu rühren, auf einer Holzbank in einem Park, und die Erinnerung an meinen ersten Besuch in einem Schwitzbad, dem alten hölzernen niederen Volksbad in Wien mit den undurchdringlichen Dampfwolken, den glitschigen Holzbohlen, den nassen Leintüchern hätte sehr nahe gelegen. Aber ich dachte nicht daran. Etwas anderes beschäftigte mich noch gänzlich, etwas, was ich zwischen New York und Washington erlebt hatte. Hier muß ich mich entschuldigen, erstens wegen der langen Ausführungen über die Hitze im allgemeinen und über die Negerfrage im allgemeinen, und dann zweitens, weil das, was nun kommt, sehr wenig ist, eine Kleinigkeit. Es befällt mich auch etwas Furcht, weil es sein kann, daß die Sache nur auf mich Eindruck machte und ich sie überschätze. Aber wie dem auch sei, folgendes erlebte ich:

Meine Angelegenheiten in New York erledigten sich so, daß ich nachts um zwölf Uhr mit dem Bus abfahren mußte, um am folgenden Morgen gegen elf Uhr in Washington zu sein. Durch einige unglückselige Umstände war ich von acht Uhr ab allein an jenem Abend. Ich packte und saß im Hotelzimmer herum. Schließlich, um zehn Uhr, bezahlte ich meine Rechnung im Hotel am Central Park South, ließ meine paar Sachen herunterschaffen und fuhr zur Bus-Station in der Einundfünfzigsten Straße, Ecke Achte Avenue.

In der großen Wartehalle saßen ziemlich viele Leute herum, die mit irgendwelchen Bussen angekommen waren und mit irgendwelchen Bussen weiter wollten. Eigentlich nur um Zeit totzuschlagen, erkundigte ich mich noch

mal bei der Auskunft, dann kaufte ich mir eine Zeitung, dann trank ich wegen der Schwüle eine Coca-Cola, und dann setzte ich mich draußen unter dem Schutzdach auf eine der Bänke. Ich konnte so den ganzen Hof des Bus-Terminals übersehen. Hinten standen einige der großen grauen Autobusse, und fortgesetzt glitten große Tiere in den Hof. Mein weniges Gepäck hatte ich neben mir stehen und einen Neger-Porter beauftragt, es mir rechtzeitig an den Bus zu tragen. Ich war besorgt, frühzeitig zu sein, denn die vielen Menschen ließen nichts Gutes ahnen, und man hatte mir eingeschärft, je weiter vorn man sitzt, um so besser ist es, hinten ist es [nicht so gut] wegen der schlechteren Luft und des größeren Ratterns.

Schließlich peinigte ich den Schwarzen so, bis er einverstanden war, sich mit meinem Gepäck aufzustellen. Da fragte er mich aber noch: »You have a reservation?« Davon hatte man mir nichts gesagt. In St. Louis brauchte ich keine Platzreservierung und auch später in Washington nicht. Hier aber wegen des Andrangs lief ich jetzt wirklich Gefahr, keinen Platz mehr im ersten abgehenden Bus zu bekommen. Ich hätte auf den zweiten Extra-Bus warten müssen. Aber es glückte. Am Schalter sah man in irgendeine Liste und fragte durch ein Telefon bei irgend jemand an, und dann bekam ich meinen Reservation-Stempel auf mein Billett gedrückt. Ich sah nicht hin, ich dachte auch gar nicht daran.

Ich wunderte mich eigentlich, daß die Einheimischen soviel von der Hitze sprachen, sie hätten schließlich daran gewöhnt sein müssen, dachte ich. Noch mehr aber wunderte ich mich, daß auch Schwarze die Hitze als Hitze empfanden. Ihre lichten Sommerkleider und Anzüge waren untadelig, aber ihre Gesichter waren schweißglänzend, und ihre Augen sahen müde aus, und ihre Bewegungen waren sehr langsam.

Als mein Bus in den Hof hineinkam und hielt, stand ich als erste an der geöffneten Tür, und ich erfuhr durch den langen jungen Busdriver, daß mein Platz ganz hinten links auf der letzten Bank an der Rückwand war, allerdings ein Fensterplatz. Ich ließ mein Gepäck hinten auf das Gepäcknetz legen und probierte den Platz aus: es war beengt, stickig, und wie würde es mich durchschütteln. Zunächst war ich einige Minuten allein, dann kamen die anderen Passagiere, sie konnten sich ruhig Zeit lassen, denn jeder hatte seinen reservierten Platz. Der Bus hielt ungefähr fünfzehn Minuten unter dem dunklen Nachthimmel in dem ringsum von hohen Gebäuden eingeschlossenen Hof, der schwach von Laternen erleuchtet war.

Die letzte Bank ist durchgehend, weil der Mittelgang wegfällt. Neben mir hatte eine ältere dicke, gutmütig aussehende Negerin ihren Platz. Dann stieg eine jüngere ein mit einem kleinen Negermädchen. Die junge Negermutter war sonderbar schick angezogen, das heißt, wie alle Negerinnen trug sie ihre Sachen mit einer besonderen Anmut und einer gewissen Vornehmheit, die mir schon immer aufgefallen waren an diesen Negerfrauen, solange sie schlank und jung waren. Später wurden sie dick und wabbelig wie die Alte neben mir. Gelegentlich der verschiedenen Comfort stops sah ich die junge Negerin mir immer wieder an mit ihrem kleinen Mädchen. Die Mutter trug ein ganz modisches weißes Stickereikleid mit einem großen wippenden Hut, wie sie so sehr modern sind. Ihre Fußgelenke waren so zart, wie ein klassischer Dichter sagt, ein Vögelchen hat eben Platz darin, und an den Füßen saßen ganz leichte weiße Lederschuhe mit kleinen Löchern. Das kleine Mädchen stak müde und schläfrig in einem hellblauen Batistkleid, auf dem Kopf saß ein weißer Strohhut, es hatte, wie eine Puppe, die Augen groß auf. Es ließ die Mutter nicht von der Hand. Und noch ehe der Bus mit seiner Ladung

Menschen in die Nacht hinausfuhr, war es, dicht an den Arm der Mutter gelehnt, eingeschlafen. Es waren wohl noch etwa fünf Minuten. Ich drängte mich noch schnell einmal hinaus und stieg aus, um noch einmal frische Luft zu schöpfen, ehe ich dort hinten für Stunden eingepfercht saß. Ich fürchtete mich direkt etwas und muß auch wohl so ausgesehen haben, denn der junge Driver, der noch schnell eine Zigarette rauchte, kam auf mich zu: »Tell me what's on your mind?« Well, ich sagte ihm, was mich bedrückte, nämlich, daß ich ganz hinten sitzen müsse und daß das kein Spaß sei. Well, sagte er und sah überdies noch einmal durch die Fenster in den gefüllten Bus hinein, jetzt geht es noch nicht, aber wenn wir ganz aus der Stadt heraus sind, das sind noch zwei weitere Stationen von hier, dann weiß ich, ob die beiden Sitze hier vorn, die noch frei sind, noch besetzt werden. Ich bedankte mich für seine Anteilnahme, ich kletterte hinein, er warf seine Zigarette fort, sprang ebenfalls hinein, zog die Tür zu, und los ging's durch die nächtlichen Straßen der Riesenstadt, aber stetig hinausstrebend, durch den Holland-Tunnel, dann dauerte es nicht lange, dann waren wir außerhalb der Stadt, und das Licht innerhalb des Busses wurde gelöscht. Das ist immer so. Mir war ganz übel, und ich erwartete sehnsüchtig den ersten Comfort stop, wo ich wieder an die frische Luft konnte. Die junge Negerin, die inzwischen das schlafende Kind auf den Schoß genommen hatte, riet mir, den Hut abzunehmen, als ich versuchte, mir mit dem Taschentuch etwas Luft zuzufächeln. Sie machte sich auch ganz dünn, sie wollte um keinen Preis belästigen. Wir kamen ins Gespräch. Sie sprach sehr leise. Sie erzählte mir, daß sie nach irgendeinem Ort in North Carolina wollte. Sie würde die Fahrt nicht in dieser heißen Zeit gemacht haben, wenn nicht übermorgen Muttertag wäre. Muttertag, ach ja, Sonntag war ja der dreizehnte!, alle Zeitungsannoncen waren ja voll davon gewesen: Denkt

an eure Mutter am Muttertag! Denkt an eure Mutter mit Blumen! Der Lieblingskuchen eurer Mutter, eure Mutter hat euch gehegt – dankt es ihr mit ihrem Lieblingsbuch usw. Auch die Schaufensterauslagen zeigten zarte Anweisungen, was alles man der lieben Mutter schenken kann für das Geld, das der Vater verdient. Es gibt allerdings auch Leute, die behaupten, daß das Familienleben und nicht nur das Geschäftsleben seit Einführung des Muttertages in Aufschwung gekommen sei.

»Es ist krank gewesen«, sagte die junge Frau halb erklärend, halb entschuldigend, als das Kind im Schlaf schwer atmete und sich auf dem Schoß der Mutter in eine andere Lage rückte. »Aber meine Mutter wollte uns so gern alle da haben, mein Bruder kommt auch, und Louelle selbst ist, glaube ich, nur so schnell gesund geworden, weil sie diese Fahrt zur Großmutter am Muttertag vor sich hatte. Die Gedanken an diesen Tag vor sich waren wie ein Gummiband, das das Kind aus der Krankheit herauszog.« Und dann, als ob dies alles schon weit über den Rahmen eines Gesprächs mit einer Fremden hinausginge, fügte sie hinzu: »Wir fahren bis Baltimore, wie weit fahren Sie?«

»Zunächst bis Washington.«

»Schade, da haben Sie nicht mehr viel davon, wenn wir aussteigen.«

»Oh, ich sitze ganz gut.«

Ich brachte es nicht fertig, ihr zu sagen, daß ich Aussicht hatte, einen besseren Platz vorn zu bekommen.

Jedesmal, wenn der Bus hielt und das Licht anging, sah der Driver zu mir herüber. Es stiegen wohl noch ein paar Leute ein, aber ein paar Plätze blieben hartnäckig unbesetzt. Manchmal stand er auch neben dem Fenster, wo ich saß, sah hinein und grinste: ich konnte beruhigt sein, er hatte mich nicht vergessen.

Es war gleichzeitig beruhigend und ermunternd, aber auch unangenehm und etwas bedrückend, und ich war

froh, daß die junge Frau anscheinend nichts merkte. Und wenschon, ich fühlte mich wirklich sehr elend, und schließlich hatte ich ja auch den Mund aufgemacht und geklagt. Und: wer zuerst kommt, mahlt zuerst. Aber ich wünschte mir wirklich, ich hätte eine dickere Haut gehabt.

Das Kind wachte auf einer Station auf, mit beiden Armen faßte es die Mutter um den Hals und hielt sich fest. Die Mutter strich mit ihrer knochigen Hand mit den langen Fingern immer wieder beruhigend über den [Anschlußtext fehlt].

Als wir später im Gespräch waren, erfuhr ich, daß er Hochbau studiert hatte und jetzt zwischendurch irgendwo praktisch und gegen eine winzige Bezahlung in New York arbeitete. Seine Hände waren große rosa Pranken. Es waren noch nicht drei Minuten vergangen, als er mir sehr höflich und sehr kameradschaftlich eine Zigarette anbot. Auch gleich Kaugummi. Solange wir fuhren, hatte ich an beiden keinen Mangel. Und als die Zigarette angezündet war, leitete er eine Unterhaltung ein: »Well, ich kann es Ihnen nicht übelnehmen, daß Sie hier nach vorn gekommen sind.«

Ich freute mich, daß er so unselbstsüchtig war und mir den besseren Platz gönnte. Ich lächelte ihn freudig an und sagte: »Aber mit Ihrem vielen Schlaf ist es jetzt aus. Aber wenn Sie schlafen wollen, ich störe Sie nicht.«

Darauf er: »Ich wäre auch nicht da hinten sitzen geblieben. Unter diesem schwarzen Pack. Das kann man von keinem verlangen.«

Ich saß da wie mit Eiswasser begossen. Ich hatte nur etwas gegen den Platz hinten gehabt wegen der stickigen Luft und des heftigeren Schüttelns. Im Handumdrehen verwandelte sich mir dieser junge, nette, strohblonde Mensch in ein fremdes Tier, in einen Feind nahezu. Und genauso war es mit dem Driver, denn als wir wieder einmal hielten, sagte er, als er dicht neben mir stand, er

mußte ein Gepäckstück für einen Aussteigenden von dem Gepäckträger herunterlangen, leise zu mir herunter: »Nun, sind Sie mit dem Platz und dem Fellow zufrieden? Sie sehen so aus, als ob Sie noch immer dahinten säßen.« Tatsächlich, ich mußte lachen, obwohl mir erst gar nicht danach zumute war. Aber war es nicht schrecklich? Auch er, dieser junge smarte Driver dachte auch, daß ich wegen der Schwarzen so unglücklich gewesen sei? Es erschien ihm als der natürlichste Grund, viel natürlicher als Hitze, Benzin, Gestank, schmerzende Knie und unsagbares Durchgeschütteltwerden
[Anschlußtext fehlt].

[...] wieder eine Zigarette zusammen und erzählten uns etwas. Auch die anderen Passagiere waren zum Teil aufgewacht, sprachen miteinander und sahen zum Fenster hinaus. Auch wir sahen hinaus. Von Wilmington hatten wir nichts gemerkt. Ohne daß wir's merkten, waren wir schon wieder aus Delaware hinaus. Wir waren jetzt in Maryland. Rechts und links waren Felder, Wiesen und Wälder, aber so schön, so üppig und grün und so voller Abwechslung, daß ich in ein völliges Schweigen verfiel vor Entzücken. Die Orte, durch die wir fuhren, waren sauber, die Häuser groß und weiß mit sehr großen offenen Veranden darum herum, auf denen überall breite Armstühle standen, an den Säulen rankten sich Rosen, Klematis und alle möglichen anderen Klettergewächse, die ich nicht kenne, herauf. Hier mußte das echte Kolumbien sein, dachte ich.

»Wir kommen jetzt nach Maryland hinein«, sagte mein Nachbar.

Die Landschaft wurde immer großartiger. Man fühlte deutlich, daß in der Ferne das Wasser war, ein leichter Dunst lag über Wiesen und Bäumen.

Wir schwiegen beide. Kurz nach sieben hielten wir. Zwanzig Minuten Aufenthalt für Frühstück. Damenzimmer im ersten Stock, über dem Restaurant. Wir waren in

einem Ort mit dem komischen Namen Havre de Grace. Von dem Ort sah ich kaum etwas außer ein paar schiefe Straßen. Es konzentrierte sich alles auf das Restaurant. Alles freute sich, fast eine halbe Stunde dem Bus entrinnen zu können.

Wie immer wurden die Toilettenräume zuerst gestürmt. Ich wusch mich ziemlich gründlich, ich hatte alles in meinem kleinen Handkoffer. Als ich gerade beim Pudern war, sah ich, daß außer mir nur noch die dicke Negerin, die junge Negermutter und das Kind in dem Waschraum waren. Sie hatten sich auch gründlich gewaschen, das kleine Mädchen hatte anscheinend fest geschlafen und sah ganz fidel aus, als die Mutter es jetzt striegelte. Sie hatten gar nichts gegen mich, und wir redeten, als hätte ich die ganze Zeit neben ihnen gesessen. Ich ging dann vor ihnen herunter und suchte meinen Fellow. Es gab drei Räume, wo ich ihn suchen konnte: hinten war ein winziger, kleiner Raum mit ein paar Tischen, die mit ziemlich dreckigen Tüchern bedeckt waren, dann war links vom Eingang ein Verkaufsraum und rechts war eine Art Cafeteria oder Bar, und der größte Teil der Passagiere saß auf hohen Stühlen und verzehrte irgendeine Art Frühstück. Mein Fellow war nicht dabei. Vielleicht wusch er sich noch. Schließlich dachte ich, die Zeit würde knapp, und ich setzte mich an ein Ende der hufeisenförmigen Bar und bestellte mir, was ich bei jemand anderen gesehen hatte. Neben mir war noch eine Reihe Stühle frei. Da erschienen auch die beiden Schwarzen in der Tür mit dem kleinen Mädchen. Sie sahen sich auch um, als suchten sie etwas, und dann setzten sie sich neben mich. Wir warteten still und höflich, ich auf mein Frühstück, sie auf die Bedienung. Ich fühlte mich etwas unbehaglich, erstens waren die anderen fast alle fertig, und einige gingen schon hinaus, um eine Zigarette zu rauchen. Mein junger Fellow war noch immer nicht gekommen. Was mochte in ihn gefahren sein so plötzlich?

Ich fragte einen Herrn am anderen Ende, er wußte es auch nicht. Im Moment, als ich zu meinem Platz zurückkam, kam das bedienende Mädchen und sagte etwas zu uns hin, was ich nicht recht verstand, ich hörte nur etwas von »wird im Breakfastroom serviert«.

Gut, ich wollte keine Fehler machen und stand wie die Negerinnen auf und suchte das Breakfastzimmer. Man hatte ja oft auf Bahnhöfen extra Frühstückszimmer gesehen. Vielleicht wird man mir es nicht glauben.

Gut, ich fand das spezielle Frühstückszimmer, es war der kleine dunkle Raum, den ich schon entdeckt hatte, als ich meinen Fellow suchte. Die beiden Negerinnen saßen schon mit dem Kind am Tisch, sonst war niemand da. Da wurde es mir klar: die Neger mußten sich hier extra setzen.

Nun hätte ich wieder demonstrieren können und mich zu ihnen setzen können, aber ich dachte nicht einmal daran, ich ging instinktiv sofort wieder zurück und auf den Platz, den ich an der Bar eingenommen hatte, zu. Mein Frühstück stand da, und auf dem Platz neben mir saß mein Fellow, der sich das gleiche Frühstück bestellte. Ich weiß nicht, ob mich jemand von den anderen erstaunt ansah. Wir kamen gleich wieder ins Gespräch. Mein Fellow erbat sich fünf Minuten länger vom Busdriver, weil sein Sweetheart, das war ich, nicht so schnell essen könne. Der Driver, obwohl es inzwischen ein neuer war, hatte Verständnis dafür.

In Baltimore stiegen die Negerinnen aus. Wir hielten dort eine ziemliche Weile. Ich sah sie noch vom Fenster aus, wie sie auf dem Gehsteig standen und anscheinend auf jemand warteten, der sie hier abholen wollte. Das Mädchen hielt die Hand der Mutter, es stand still und ordentlich da in seinem hellblauen Kleid und seinem Strohhut. Aber sein Gesicht strahlte, und seine Augen leuchteten in freudiger Erwartung. Auch auf dem Gesicht der Mutter lag der Schimmer einer Freude, und die

alte Negerin sah ruhig und zufrieden aus wie zu Beginn der Fahrt. Dann sah ich noch, wie die dunklen Münder zu lächeln anfangen, bis man alle Zähne weiß schimmern sah, aber sonst blieben sie ruhig stehen. Ein altes Automobil fuhr an den Gehsteig heran.

In diesem Augenblick fuhr unser Bus weiter. Wenn ich an Baltimore denke, und ich habe keine besondere Veranlassung, an diese Stadt zu denken, denn ich kenne dort niemanden und es ist eine triste Stadt, wenigstens macht sie beim Hindurchfahren diesen Eindruck, so weiß ich wohl, daß ich diese Stadt sofort erkennen würde, wenn sie mir irgendwo begegnete: fast alle Häuser fast aller Straßen, besonders der Seitenstraßen, in die man hineinsieht, sind Backsteinhäuser und haben kleine drei- bis vierstufige weißliche Treppen vor dem Hauseingang. Aber immer werde ich die beiden Frauen und das kleine Negermädchen auf dem Gehsteig sehen, verklärt und ganz erfüllt von ihrer eigenen Freude und Erwartung, die ihnen kein Weißer rauben oder stören konnte.

Ich sah dies Bild blitzschnell. Die drei an dem runden Tisch gegen das Licht des einzigen Fensters. Die junge Frau sprach gerade mit dem Kind, das brav und ordentlich dasaß. Sie hatte den Arm um die Schultern des Kindes gelegt, während sie sprach. Die Ältere saß schweigend da.

Ich glaube, meistens sprechen sie gar nicht über ihre Demütigungen, sie nehmen sie zur Kenntnis und schweigen und überlassen alles andere der Zeit. Vielleicht erklären sie manchmal ihren Kindern schonend, warum sie gesondert essen müssen und warum man sie nicht Negro, sondern Nigger betitelt. Dann wird die Mutter den Arm um die Schulter des Kindes legen und so zärtlich mit ihm sprechen.

Aus Briefen an Bertolt Brecht und Walter Benjamin

An Bertolt Brecht (Ende 1933/Anfang 1934)

Lieber Brecht,

vielen Dank für Ihren Brief und für die Zeit, die er Ihnen genommen hat. Es ist zum Teil einleuchtend, und manches verstehe ich nicht – und das mit dem »etwas Glück« überhaupt nicht. Außerdem ist er wie an einen Strafgefangenen [...]. Lassen Sie uns diese Art von Beziehung gänzlich abbrechen, Brecht. Sie sind anscheinend glücklich. Auch ich, das glauben Sie mir, werde bei gänzlicher Trennung von Ihnen eine große selbstverständliche und sehr zärtliche Beziehung zu einem Menschen auch in der Arbeit, was ich mir wünsche, finden! Unsere Beziehung war etwas karg und unzärtlich und ungeschickt, aber es war die größte Arbeitsfreundschaft, die Sie je haben werden und die ich je haben werde. Ich werde wieder ein gutes Herz haben, und vielleicht sehen wir uns dann später mal wieder.

Ihre Bess Hauptmann.

An Walter Benjamin (St. Louis [?], 17.02.1934)

[...] es ist hier eigentlich alles so, wie es in den grossen Magazinen steht, ich hatte es nicht für möglich gehalten, dass es genau so sein könnte, wie die Leute aussehen, wie sie angezogen sind, ihre Häuser, ihre ganze Innendekoration, ihre Büros [...]. Es ist nicht erschreckend und menschenfresserisch, obwohl nun das ganze business-Geschäft sehr hart und brutal ist. Da hat man mich ja zunächst auch noch nicht herangelassen, aber ich habe gemerkt, daß man vor allen Dingen schlagfertig sein muss und viel Humor haben muss, sonst nehmen sie einen, wie der Berliner sagt, »auf die Schippe«. Und finden das dann O.K. (berlinerisch: okke...)

Wenn man bereits einen Welterfolg gehabt hat wie die Baum oder die Winsloe oder wie der Feuchtwanger, so hat man etwas, worauf man zurückgreifen kann, ich habe rein gar nichts als mich selber und das ist etwas beängstigend zunächst, nichts anbieten zu können als sich selber. Ich weiss, dass die Freundlichkeit und Behilflichkeit, die man in den ersten 14 Tagen erfährt, nicht vorhalten werden, dann will man was sehen. [...] Verkauft habe ich noch nichts, es geht nicht so schnell [...]. Brecht könnte eine große Sache hier sein, aber ich habe nichts von ihm dabei. Und dann ist es allein doch ziemlich anstrengend. Wenn er herüberkäme, würde er keinerlei Schwierigkeiten haben, sich schnell und ziemlich breit durchzusetzen.

[...] und sollten Sie mit Eisler in Verbindung sein, bitte fragen Sie ihn doch, ob Brecht ihm alles geschrieben hätte wegen Konzert, Massnahme usw. Für dieses Frühjahr ist es zu spät, aber man könnte was für nächsten Herbst arrangieren, wenn Eisler im August herkäme und was für den Oktober vorbereitete (man kann es am besten über große Komitees machen), ich kann aber auch leicht mit dem großen Dirigenten Stokowski sprechen, ich bin

sehr gut mit einer Frau bekannt geworden, die mit der Familie Stokowski befreundet ist. Stokowski machte seinerzeit den »Lindberghflug«, er ist ganz links jetzt, bei einem großen Kindersingen im März will er vor Tausenden von Kindern die Internationale singen lassen, was das hier heisst, kann man von drüben schwer beurteilen. Wenn Brecht und Eisler herkämen, könnten sie viel anstellen. Wenn ich jetzt alleine etwas für sie versuche, hetze ich mich dabei ganz kaputt.

An Walter Benjamin (New York, 08.05.1934)

Lieber Doktor Benjamin,

ich hoffe, dass Sie dieser Brief gut antrifft. [...] Ich war auf ein paar Tage hergekommen, wegen einer Visumsache, erneuter Versuche, irgendein Loch (nicht im Zaun, sondern in den dicken Steinmauern) zu finden, durch das ich durchschluepfen kann. Die Mauern sind aber meistens so gut instand und verzementiert, dass gar kein Spaeltchen zu entdecken ist. Allenthalben raet man mir, mich irgendwo hinzusetzen und einen Roman zu schreiben, dass ich waehrend des Schreibens schliesslich auch wo schlafen und essen muss, das interessiert (sicher mit Recht) niemanden. Ich moechte es trotzdem gern machen, habe sogar angefangen, es ist nur in St. Louis unmoeglich.

Ich habe aber (durch die ungeheuer nette Ermunterung und Beratung des Dr. O. Nathan, frueher B[erlin], den Sie eigentlich kennen muessten – ich kam durch Hild. W. in Kontakt mit ihm, er hat eine Gastprofessur in der (sehr vornehmen) Universitaet Princeton dicht hierbei –) also ich habe eine Frau kennen gelernt, die grosse Erfahrung im Buechervermittlungsgeschaeft hat und besonders gute Erfolge hier, in Frankreich und in Schweden hat. Sie spricht perfekt franz. und deutsch. Sie hat hier eine gute Beziehung zur National Broadcasting Company und war entzueckt von dem Vorschlag der Dramatisierung von Novellen der Weltliteratur, so wie H[elene Weigel?] und ich es in B[erlin] angefangen haben. Ich soll ihr jetzt zwei davon fertig machen, englisch, was ja nicht so einfach ist, aber ich tue es und wenn ich aus dem Leim gehe dabei. Sie glauben nicht, wie es ist, wenn Sie es hier erreichen, dass sich jemand fuer einen Plan interessiert. [...]

An Walter Benjamin (St. Louis, 15.05.1934)

In New York hat man mir vor allem beigebracht, was ich nicht machen darf, nicht machen kann, nicht machen soll. Was ich machen soll, konnte man mir weniger sagen, das muss ich mir ausdenken, damit es wieder falsch ist. Trotzdem fuehlt man sich am Ort der Schrecken und Enttaeuschung immer noch am wohlsten. Ich will auch alles so anlegen, dass ich so schnell wie moeglich ueberhaupt dorthin oder wenigstens in die Naehel komme. Hier ist es so falsch. Wenigstens fuer mich. Und (fuer uns alle.) Ich war ganz krank von der ewigen Anstrengung, mit gesicherten und hoch versicherten mittleren Kaufmaennern und auch groesseren und Hausfrauen und Bridgetanten zusammen zu sein. [...]

Ich wollte Ihnen noch etwas von meiner Rueckfahrt von New York nach hier erzaehlen, immer nur 10 Minuten »comfort-Stops« dazwischen und 20 Minuten fuer Euer breakfast und lunch, so geht es Tag und Nacht. Nur in Washington bin ich laenger gewesen, ein paar Stunden. Ich wusch mich, puderte mich, zog mich um, alles in dem vollgepackten »Damenraum« der Busstation und fuhr geradenwegs in den Congress, um einen Congressman zu sprechen. Dieser war auch zu sprechen, er sass in einem grossen Raum, in Hemdsaermeln, bei offenen Fenstern, denn es war zum Ersticken heiss, der Windfaecher sauste, der Congressman war taub und auf alles sagte er nur: »Maechtig froh, dass Sie nun hier sind« und riss mir bei jeder Wiederholung dieses so netten Satzes die Arme heraus. Dann fing es an zu regnen, ich ging ins Kino, hinterher setzte ich mich auf eine Bank im Park, dann war es wieder Zeit zum Abfahren. Wenn man neben einem jungen Mann sitzt, hat man viel Spass. Er versorgt einen mit Kaugummi und Zigaretten und laedt einen bei den Stops zu einem Sandwich oder einem Coca-Cola ein. Und waehrend der ganzen Dauer der

Nachbarschaft stellt er seine Schulter als Kopfkissen zur Verfügung. Er nennt sie »Sweetheart« und sie sagen »Honey« und es ist, als haben sie sich ihr Leben gekannt. Zwei, dreimal gehen sie solch eine Verbindung ein und die Zeit geht schneller dabei herum. Und wenn einer an einer Station aussteigt, kümmert er sich nur um sein Gepaeck und sagt nicht einmal »Good-bye«, das heisst manchmal tut mans doch. Aber dann war es eben besonders nett. Ueberhaupt, wenn der Schnee nicht auch kalt, sondern nur schoen waere, waere dies ein hervorragendes Land.

Bitte, schreiben Sie bald wieder.
Herzlichst Ihre

Florrie

An Walter Benjamin (09.06.1934)

Wenn ich mich gut fühlte, würde ich alles dran setzen, jetzt sofort nach dem Osten oder Westen zu kommen, aber ich weiss, wieviel ich mir [...] verdorben habe, dadurch, dass ich elend aussah, oder nicht weiterkonnte usw. usw [...] Wenn ich noch mal ganz stabil werden könnte, wäre es für mich ein grosser Spass hier, selbst bei der übergrossen Konkurrenz und dem ganz anderen Training der Amerikanerinnen. [...] Menschlich ist es hier immer noch ganz arg, selbst die Zeitungsleute, auf die ich Hoffnung setzte, sind zu nichts zu gebrauchen, sie wollen selber alle von hier weg und sie reden gern mit mir, weil ich ziemlich gut informiert bin und das können sie dann selber zu ihrer persönlichen Ausschmückung verwenden.

An Bertolt Brecht (Ende September 1934)

Je länger ich hier bin, je mehr wird mir der Unterschied zwischen Europa und hier klar, und wieso hier alles so viel schwerer ist. Europäer können hier nur durchkommen auf Grund europäischer Erfolge, besonders der englischen, der Amerikaner ist besonders in Sachen von Kunst (Bücher, Theater) Europäern gegenüber zu unsicher, als dass er selber das Machen von Erfolgen, überhaupt das Einräumen von Chancen bei nicht akkreditierten Europäern in die Hand nähme. [...] Sollte ich mich über kurz oder lang entscheiden, dass ich nicht hierbleiben kann, so möchte ich meine Rückfahrkarte benutzen, um nach Moskau zu gehen, wo man mir Arbeit angeboten hat. Ich möchte aber vorher etwas in London sein und wenn Sie dann gerade da wären, würde ich Sie gern sehen, wenn es einzurichten und nicht zu kompliziert ist.

An Walter Benjamin (St. Louis, 23.08.1934)

Lieber Doktor Benjamin,

ich glaube, ich habe Ihnen nicht fuer Ihren letzten Brief, in dem so viel drin war, gedankt. Zunaechst zu den praktischen Ratschlaegen: dadurch, dass ich (auf der Flucht vor der Hitze) eine Kellertreppe hinabstuerzte, und durch die Folgen etwas behindert bin, muss ich zu naechst alles, was Uebersetzungen, Vermittlungen angeht, lassen. Ich will deshalb auch vorderhand die sicher sehr interessante Reportage ueber die Gratschandlung etc. nicht haben – es ist ja niemand damit gedient ausser mir wenn ich sie zu meinem Vergnuegen lese. Das Gleiche gilt fuer die Romane, die Sie zum Uebersetzen vorschlagen. Jouhandeau kenne ich etwas, ich fand ihn damals, als ich ihn las, zu kuenstlich, alle Emotionen waren nur bis 70 Prozent hochgetrieben und auch Beschreibungen fand ich so prezioes – moeglich, dass ich damals nichts davon verstand, ich glaube nur, es war Jouhandeau, den ich mal bestohlen habe, als ich las, wie er den Rand einer Stadt beschreibt, es ist dann bei Brecht in ein Gedicht eingegangen: die letzte Grenze / die der Laerm mit dem Schweigen vereinbart hat.

Ueber Spiritismus laeuft hier gerade eine unentwegte Serie im Radio, sehr gut. Es ist auch nicht gerade ermutigend, hier jetzt eine Dramatisierung von dem Maupasantschen Perlenhandband und anderer Novellen zu hoeren – das ist immer glaenzend gemacht. Trotzdem behalte ich den Gedanken an Radioarbeit immer im Hinterkopf.

Ich hoffe sehr, dass Sie sich wohl fuehlen und Sie Ihre Arbeiten weiter und zu Ende fuehren koennen, ich finde es wunderbar, dass Sie einen dicken 500 Seiten starken Essayband machen, der wuerde die Leute hier auch maechtig beeindrucken. Das Buch, das den groessten

Erfolg in dem letzten Jahr hatte, war ueber 1500 Seiten lang und es war alles drin, was Sie sich denken koennen, er wurde deshalb auch der Moebelwagen-Roman genannt oder Drugstore-Roman. (Ich vergleiche dieses Buch mit Ihrem Essay-Band nur der Länge nach:) In einem Drugstore, Kombination aus Apotheke, Restaurant, Eisenwarenhandlung, Papiergeschaeft usw. usw. koennen Sie alles haben, ich glaube, der Drugstore ist ein Nachfahre des alten general store, der die Pioniere in ihren ersten Ansiedlungen mit allem beliefern musste. Sie koennen Badeanzuege haben und Zigaretten, Kleider und geliehene Buecher. Ein Bekannter sagt, wenn er zum Drugstore geht, »ich gehe zu Anthony Adverse«. Das ist der Titel des Romans. Er hat eine Auflage von ueber 1 Million und wird demnaechst verfilmt, ein Preisausschreiben, das ueber die ganzen Staaten geht, fordert das Publikum auf, Vorschlaege fuer die Besetzung der zehn Hauptrollen zu machen. Ich glaube, dass sie wirklich eine Nothandlung der Filmgesellschaft ist, die ploetzlich sieht, wie schwierig es ist, fuer die langweiligen Monstercharaktere passende Schauspieler zu finden. Man waelzt so einfach die Verantwortung aufs Publikum ab, das hier ja einen ganz anderen Anteil am Film nimmt als in Europa. Aber um auf Sie selber zurueckzukommen. Ohne auf die menschliche Umgebung zu achten, in der Sie sich sicher sehr gut fuehlen, ist Daenemark nicht ein wunderschoenes Land? Ich finde, es hat die angenehmsten Landschaften und Aussichten, die man sich wuenschen kann, wenn ich auch nur wenig gesehen habe, aber die huedschen Orte mit den teilweise exotischen Blumen in den Vorgaerten werde ich nie vergessen. Ich wuerde mich freuen, wenn Sie mir gelegentlich schreiben, wie es Ihnen gefaellt und ob Sie dauernd bleiben.

Ich hoere von verschiedenen Seiten und zuletzt von einer gemeinsamen Bekannten aus Paris, das es Br[echt] nicht

gut geht. Das tut mir sehr leid, denn er ist schlimm dran, wenn ihm was fehlt. Ich hatte ihm ein paar Mal kurz geschrieben, hatte ihm auch mal Geld eingelegt, dass er evtl. Eure Recherchen nach meinen Sachen verwenden sollte. Ich glaube, ich bin die einzige, die nicht ein einziges Teil aus D[eu]tschland herausbekommen kann. Ich bat um Kleider vor allem, eine an und fuer sich einfache Sache, aber es war alles umsonst – kein Buch, kein Waeschestueck, von Moebeln usw. ganz zu schweigen. Wenn ich da bedenke, wieviel Pakete ich gepackt habe und Kisten und teils per Post geschickt habe, teils Leuten mitgegeben, wieviel Anstrengung, Aufregung und Gefahr es manchmal war, so ist das alles wohl inzwischen noch viel anstrengender und aufregender geworden, dass es unmoeglich ist, die Sachen zu befoerdern. Im letzten Jahre konnte ich doch selbst nachdem die wichtigen Dinge weg waren, Gustav den Spazierstock, einem anderen den Fotoapparat usw. mitgeben und ich selber belud mich mit dem Schmuck der W[eigel], als ich dorthin fuhr.

Aber selbst ein paar Kleider, die ich dort liess, kann ich nicht bekommen. Ich selber bin weniger sentimental damit, aber meine Familie kann es einfach nicht begreifen. Aber die Leute hier begreifen ja ueberhaupt nicht, wieso etwas in Unordnung geraten kann, wenigstens nicht die Leute, in deren Nachbarschaft ich augenblicklich lebe. Naechste Woche gehe ich zu einer aelteren Frau, die seit dem Tode ihres Mannes etwas verrueckt ist. Dafuer, dass ich stundenweis um sie bin, bekomme ich frei Wohnen und Essen. Eine richtige Stellung kann ich, so lange ich nicht auf der Quota bin, nicht annehmen, eine junge Frau, die zwei Monate gearbeitet hatte und auch nur auf Visitor-Visum hier war, wurde trotz aller Eingaben zurueckgeschickt. Es raten mir zwar alle Leute ab, diese »Stellung« anzunehmen, aber ich fuehle mich so schlecht mit dem Ohne-Geld-sein. Der einzige, der mir sehr zu-

raet, ist der Psychiater, der die Frau behandelt, er meint, meine heitere Art wuerde bestimmt einen guten Einfluss auf seine Patientin ausueben. Dass sich nichts besseres finden liess, kann Ihnen uebrigens ein Bild von der Lage hier geben. Ich weiss, dass es nicht richtig ist, diesen Weg einzuschlagen, wo ich z. B. beim Film wirklich was leisten koennte. Ich habe schrecklich viel gelesen in der letzten Zeit, wo ich liegen musste, und mir fielen genug Ideen ein, um mir eine kleine Stellung beim Film zu sichern, es braucht einem garnicht so viel einzufallen, weil immer ein ganzer Haufen Leute fuer Ideen engagiert wird. Lorre ist inzwischen gross in Hollywood und in der hiesigen Presse eingezogen, aber mein Glaube, dass irgendjemand den kleinen Finger heben wird fuer einen, ist so gaenzlich dahin, dass ich nicht mal die Courage aufbringe ihm zu schreiben, obwohl er mir noch Geld schuldet.

So langweilig dies nun auch alles ist, ich habe eine grosse Hoffnung, wenn sie auch nicht so einfach zu erfuellen ist: ich habe eine sehr beruhigende Aufforderung aus Mos[kau], dorthin zu kommen, ich wuerde dort ganz bestimmt was zu tun haben. Aber ich solle moeglichst naechstes Fruhjahr kommen, wenn ich es aushalten koenne, wegen der Wohnungsverhaeltnisse.

Dies ist der erste lange Brief, den ich seit Wochen, ja, seit Monaten schreibe. So kommt alles ueber Ihr Haupt. Eine gute Zeit wuenscht Ihre

Elis. H.

Gruss an B[recht] und sehr gute Besserung, wenn er noch krank sein sollte.

An Walter Benjamin (05.01.1935)

Mit Mosk[au] sieht es schlecht aus. Man stellt sich dort vor, ich könne weiter nichts als übersetzen. Da ich aber nichts ins Russ[ische] übersetzen kann, hat man mich jetzt an die entsprechende Verlagsvereinigung nach New York verwiesen. [...] Ich kann aber auch noch nicht ins Englische übersetzen. Aber: Antwort steht noch aus. [...] Vielleicht wird das was, obwohl ich nicht so verrückt darauf bin. Das ist ziemlicher Apparatbetrieb mit hundert Verpflichtungen ausserhalb der Arbeitszeit und Kontrolle usw. Ich war schon mal dort, um jemanden zu besuchen und mir blieb gleich etwas der Atem stecken. Ich kannte dieses zu genau von B[erlin] her, allerdings etwas besser ist es schon, aber man sieht soviele alte Fehler und wenn man was sagt, ist man ein Defaitist.

An Walter Benjamin (30.01.1935 [?])

Lieber Doktor Benjamin,

diesen Brief schreibe ich wirklich mit Herzklopfen und nach langem Nachdenken.

Sie haben recht: ich halte nicht mehr viel aus. Sie werden es deshalb bestimmt begreifen, wenn ich niemand mehr sehen will, auch Sie nicht. So ganz allein ist schrecklich, aber ich halte es nicht mehr aus, durch Sie sichtbar an alles erinnert zu werden. Ich wollte vor meiner Abreise über Paris, wegen Brecht, ich schrieb es Ihnen wohl auch, Br[echt] behauptet, er habe, nun [da] die Papiere verloren seien, nichts mehr, worüber wir reden könnten und das Weitere wissen Sie ja.

Sie waren sehr nett und freundschaftlich zu mir, wie nur einer sein konnte. Sie wissen, dass es mir nicht gut geht und nicht gut gehen wird. Trotzdem bitte ich Sie, lassen Sie mich meine weiteren Entschlüsse allein fassen.

Alles Gute, bis später einmal.

Ihre alte und dankbare

Elisabeth Hauptmann

An Walter Benjamin (05.03.1935)

Lieber Doktor Benjamin,

Ihrer Anweisung gemaeß habe ich mir aus Ihrem in der Zeit vom 31.1.-2.2. geschriebenen Briefe das Meinige herausgesucht und auch gefunden. Und dieses hier ist eine ausfuehrliche Bestaetigung.

Was Sie mir von [Egon] Wiss[ing] schreiben und seinen Aussichten in Mekka, ist mir hochinteressant. Ich selbst habe noch nichts weiter drueber gehoert, kann auch von hier aus nichts machen. Hatte in der Tat auch etwas Furcht, etwas zu unternehmen, da ich so herunter war und ein positiver Entscheid mich erschreckt haette. Ich habe noch mit Grausen mein Herumrudern in diesem fremden Lande im Gedaechnis, das ja auch noch nicht zu Ende ist und mich einiges gekostet hat. Doch denke ich immer wieder an dieses Mekka und meine, wenn ich mich etwas besser fuehle, werde ich einem neuen Anfang auch dort gewachsen sein.

Inzwischen bot sich mir eine Aushilfsstellung an dem College der Universitaet Missouri. Ich unterrichte dort deutsch bei den College-Schuelern und -Schuelerinnen zwischen 17 und 22 Jahren, richtige Damen drunter, grosse Lausejungens, Baseballspieler, Rekordschwimmer, angehende Journalistinnen usw. Die meisten nehmen die Kurse im Hinblick auf ein ganz spezielles Ziel. Ich habe eine ganze Reihe, die Chemie und Medizin nehmen wollen und die deutschen Hauptwerke in diesen Zweigen lesen wollen. Es ist hochinteressant, sie sind alle sehr vif und die meisten auch eifrig, man kann sie nicht beschwindeln, muss ihnen was Richtiges vorsezen, muss die Stunde ungeheuer straff in der Hand haben und wenn man erst mal genug Interesse bei einem oder einer angelegt hat, dann geht es wirklich auf beiden Seiten sehr ergiebig zu. Zuerst war es eine mich vollstaendig er-

schoepfende Arbeit, jeden Tag mit Extra-Stunden etwa 5 Stunden – von 9 bis 2 oder drei – um 8 muss ich weg, dann kommt die Vorbereitung, jede Woche 60 Klassenarbeiten, ich habe 60 Schueler ca., und darueber hinaus jeden Monat soundsoviele Berichte an die Universitaet. Und wo man kann, spannt man uns faculty-members noch in andere Dinge ein. Und alles das fuer 50 Dollar im Monat. Dabei muessen sie gut, ja, elegant gekleidet sein, mit guten Schuhen – Sie haben schlechtgekleidet mit Autoritaet zu kaempfen – tadellosen Struempfen, gutfrisierten Haaren, gepflegten Haenden usw. Sie koennen sich meine finanzielle Akrobatik nicht vorstellen, obwohl ich weiss, dass Sie einige Erfahrung darin haben. Vorlaeufig kann ich dies bis zum Juni machen, Anfang Juni finden die Endexamen fuer dieses Term statt und dann werden alle Lehrer drei Monate lang in unbezahlte Ferien geschickt, in denen sie ruhig sterben koennen, denn im Herbst ist ja doch wieder ein Ueberangebot da. Ich lehre nicht, dass Goethe der groesste Dichter ist, obwohl ich Hermann und Dorothea lesen muss, besonders mit den Vorgeschrittenen habe ich viel Spass gerade durch das Thema Goethe als Antidemokrat, so etwas stoert die Bande gar nicht, sie lesen H[ermann] u[nd] D[orothea] trotzdem als literarisches Erzeugnis mit grossem Interesse und wenn die Korridore mal besonders still sind und leer, geht das Gebruelle los: Hab ich den Markt und die Strassen doch nie so einsam gesehen! Ich muss auch singen und hatte die große Freude, dass die Juengsten bei der Lorelei, die hier bei den alten Pionieren immer noch sehr beliebt ist, gestreikt haben. Statt dessen singen wir: Hab mein Wagen voll geladen, voll mit alten Weibern. Es ist wirklich eine interessante Sache und wenn ich erst mal laenger drin bin und kann mich befreiter in dem ganzen Aufbau umsehen, dann werde ich das Ganze auch gruendlicher investigieren.

Die Lage der Lehrer hier, sofern es sich nicht um normalangestellte Lehrer der Public Schools und um ganz große Kanonen handelt, ist katastrophal. Sonntag war ich bei einem Mathematikprofessor eingeladen, er soll ein Mann von Rang sein, war in Koenigsberg, – Prof. Szegoe, die Familie ist erst seit ein paar Monaten da. Wir haben aber nicht ueber Mathematik gesprochen, sondern dauernd Grammophon gespielt, denn sie haben eine ziemlich komplette Sammlung von Dreigroschenplatten dabei.

Aber wenn es Montag ist, kann einen selbst das nicht ueber die Finsternis der Woche hinweghelfen. Ich habe es frueher nie gewusst, was es heisst, sich von Weekend zu Weekend zu propellern, jetzt weiss ich es. Ganz und gar weiss ich nicht, was ich im Sommer machen soll. [...] Was fuer ein gutes Vorhaben, dass Sie wieder nach dem Norden wollen, aufs Land, in die Stille! Mein Gott, jetzt liegen schon Monate und fast Jahre zwischen jetzt und der Zeit, da ich Sie alle zuletzt sah. Ich weiss, dass, wenn nicht durch irgendwelche gluecklicheren Umstaende mein Schiff sich nicht bald wieder nach Europa wendet, ich dieses Land aus der Sicht verliere, schon jetzt geht mir das Gestruepp bis ueber die Augen und selbst manchmal, wenn ich gezwungen bin, wie jetzt in der Eislersache, den Namen Brecht zu erwahnen, ist es mir, als waere es ein Schwindel, dass ich mal jahrelang bis 18 Stunden taeglich mit ihm zusammen war, und mir entsinken die Worte, weil ich die Leute nicht beschwindeln moechte. Man fragte mich nach der Massnahme und ploetzlich fiel mir in einer mir fremden Wohnung Augsburg ein, wo wir die japanische No-form transponierten, die ersten Szenen vollbefriedigt an Ihering nach Berlin schickten zum Abdruck, und das Ganze roh zu Ende brachten, bis dann spaeter Dudow und Eisler die Sache uebernahmen – ich habe eine Geschichte erfunden, dass ich fuer eine Zeitung die Sache haette bearbeiten mues-

sen. Solch eine Entfremdung von Zeit und einzelnen Leuten habe ich noch nirgends so gut beschrieben gefunden wie bei der Figner, die nach 25 Jahren niemanden mehr von ihrer Familie sehen will.

Dies ist weniger eine sentimentale Betrachtung als der Ausdruck meines großen Erstaunens, was so alles moeglich ist. Und es betrifft auch Sie nicht.

Nichtsdestrotz kaeme ich im Sommer, wenn auch nur besuchsweise, gern nach Europa, wahnsinnig gern, ich kann gar nicht sagen wie gern.

Alles Gute fuer Sie

Herzlichst Ihre

Florrie

Inszenierung von »Die Mutter«

Ich wußte, daß die »Die Mutter« machen wollten. Das wußte ich von denen und von Brecht. Ich wußte aber nicht, daß sich das realisiert hatte. Ich unterrichtete in St. Louis, am College. Und in dem Semester 35/36 war das geschlossen, weil das College von Grund auf umgebaut wurde, und da hatte ich sozusagen »frei«, vom Oktober bis Ende Januar. Das wußte ich aber nicht vorher, und das wußte der Brecht auch nicht. Ich bekam aber ein Kabel von hoher See: Eintreffe dann und dann in New York, bitte ebenfalls in New, York sein. Der wußte aber gar nicht, daß ich frei hatte, der hat nur gedacht: Ach, wenn ich komme, dann kündigt die dem College! Das war so wahnsinnig komisch! Ich bin dann nach New York gefahren. Da war auch Eisler und seine damalige Frau, die Lou. Nun ja, und dann kam es zu der denkwürdigen Mutter-Aufführung. Sehr schwer war wieder: ein anderes Theater [...], fremde Schauspieler, nochmal Ausschauen von Schauspielern und vor allem der Kampf um die Übersetzung, die dem Brecht zu niedlich war in vielen Sachen, sie war so aufgeweicht. Es kamen aber auch viele Missverständnisse von Brechts Unkenntnis der englischen Sprache, nicht. Da hört er etwas und mißinterpretierte [...]. Das war wahnsinnig anstrengend. Und dann kamen die echten Schwierigkeiten. [...] Man konnte so vieles Politische mißverstehen und nicht verstehen. [...] Es waren auch eine ganze Reihe Schauspieler dabei, die wirklich von der Arbeit der Bewegung kaum eine Ahnung hatten. Brecht schreibt zwar mal, er war entzückt [...] über die Mutter-Darstellerin [...] Eine zauberhafte kleine alte Frau, die glänzend aussah als »Mutter«. Und dann sich auch in die Rolle reingefunden hat. Aber ich weiß, als die Szene kam mit den Streikbrechern, den strike-breakers, da fragte sie: »Was ist denn das?« Das werde ich nie vergessen, und Brecht erschrak.

Zurück in Deutschland

Eine wahre Geschichte

Auf einer sehr anstrengenden Reise mußte eine Frau wegen Grenzschwierigkeiten, mit denen sie nicht gerechnet hatte, in einer ihr bis dahin ganz fremden Stadt bleiben, und sie fand eine Unterkunft bei einer ihr bis dahin ganz unbekanntem Frau. Diese Frau, die wir Kattla nennen wollen, wohnte mit ihrer Mutter in einer kleinen Wohnung am Rande der Stadt, in einer Gegend, die kaum von Bomben erreicht worden war. Man sah auf Gärten, die freilich nun im Winter kahl waren, aber von dem Zimmer, das man der Fremden einräumte, sah man auf die winterlichen Andeutungen eines Ziergartens mit dem winterlichen Gerippe einer Laube am anderen Ende, und dieser Ausblick hatte etwas Beruhigendes wie eine chinesische Landschaft, wie man sie auf Rollbildern aufgezeichnet findet. Es war das schönste Zimmer in der kleinen Wohnung, man stellte einen Ofen hinein, und die beiden Frauen taten überhaupt alles, um es ihrem Gast so angenehm wie möglich zu machen. Als sie krank wurde, pflegten sie sie und riefen den Arzt, und als sie auf dem Wege der Besserung war, kochten sie ihr Speisen, die zu dieser Zeit schwer zu erhalten waren, von denen sie aber glaubten, daß sie die Fremde schneller gesund und froher machten. Die beiden einheimischen Frauen – sie waren während des Krieges oder vielmehr am Ende auch erst in diese Stadt verschlagen worden – waren praktische, lebenskluge und, weil praktisch und lebensklug, sehr frohe Menschen, die an dem Schicksal der Fremden lebhaften Anteil nahmen und sich herzlich mit ihr freuten, als die Krankheit wich und die Aussichten auf die Fortsetzung der Reise besser wurden.

Die Fremde war seit sechs Wochen unterwegs nach der Hauptstadt, wo sie ihren Mann wiedersehen sollte, der dort in Geschäften war und bleiben mußte. Sie hatte die Reise ohne ihn gemacht, da er hatte vorfahren müssen, und dies hatte nicht wenig zu ihrem schlechten Zustand beigetragen. Sie freute sich auf den Tag, an dem sie ihn wiedersehen sollte. Und sie freute sich auf das Leben, das sie gemeinsam in der Hauptstadt beginnen würden. Seine Briefe von dort klangen optimistisch und waren voll guter Nachrichten, und er hatte ihr auch schon genau den Ort angegeben nahe der Grenze, von dem er sie »heimholen« – das waren seine Worte – wollte.

Leider verzögerte sich die Weiterreise durch weitere unvorhergesehene Schwierigkeiten, und kein Jammern der drei Frauen, zu denen sich oftmals der zukünftige Mann der Tochter gesellte, konnte die grausamen Grenzbestimmungen, die sich von Tag zu Tag verschärften, um ein Jota erleichtern. Die Fremde, der der Arzt jetzt erlaubt hatte, auszugehen, vertrieb sich die Zeit und ihren Kummer damit, daß sie einem kleinen Mädchen englische Stunden gab und mit einigen jungen Leuten über die Zustände in einigen Ländern, in denen sie gelebt hatte, diskutierte. Dann wurde es wieder sehr kalt, heftige Schneestürme setzten ein, und die Fremde mußte den größten Teil des Tages zu Hause bleiben. Sie begann ihre Erlebnisse aufzuschreiben. Die Mutter war, wegen eines Hüftleidens, auch fast den ganzen Tag zu Hause, sie hantierte entweder in der Küche, die eiskalt war, oder saß am glutheißen Ofen, strickend oder einen Schmöcker lesend. Ein junges Mädchen besorgte die Zimmer und heizte die Ofen; im Kochen wechselten sich die drei Frauen ab. Die Tochter, die damals sehr viele Proben hatte – sie war beim Theater –, beschränkte sich dabei auf das Bereiten des Nachmittagskaffees. Da die Mutter ihr Mittagsschläfchen oft über Gebühr ausdehnte, die Tochter aber zu den Abendvorstellungen sehr früh

wegmußte, tranken die jüngeren Frauen den Kaffee meistens im Zimmer der Fremden, das inzwischen aus einem ziemlich kahlen Herrenzimmer in ein gemütliches Wohnzimmer verwandelt worden war. Dabei erzählte Kattla aus ihrem Leben, und die Fremde ermutigte sie dazu, denn es war sehr lustig, diesen Erzählungen zuzuhören, ob es nun kleine oder große Begebenheiten waren. Manchmal jedoch verfiel auch die lustige Kattla in eine etwas bedrückte Stimmung, und das war meistens, wenn ihr Zukünftiger zu oft kam, manchmal jeden Tag, und ihr seine vielen Wünsche und der Altersunterschied wohl auf die Nerven gingen. Sie sprach nicht darüber, aber sie warf an solchen Tagen die Türen, und ihre Stimme, die sonst angenehm war, wurde scharf. In einer solchen Stimmung, in der sie nie etwas gegen ihren Zukünftigen äußerte, ließ sie sich oft über Männer im allgemeinen aus. Sie hatte reichliche Erfahrungen gesammelt, aber über einen Mann aus ihrer Vergangenheit sprach sie oftmals, ja sehr oft. Man merkte, ihn hatte sie am meisten geliebt. Sie hatten sich, Kattla und er, in B., einer Stadt im Osten, wo sie beide am gleichen Theater waren, kennengelernt. Bald wohnte er bei ihr, bald sorgte sie für ihn, zusammen verbrachten sie ihre Urlaube, Geburts- und andere Festtage wurden gemeinsame Feierlichkeiten, die allmählich Tradition wurden. Er besuchte ihre Eltern – die Mutter hatte ihn nie leiden können –, und als ihr Vater starb, war er auch mit ihr zum Begräbnis nach Westdeutschland gefahren. Zuerst hatten sie nicht heiraten wollen, dann hielten sie es doch für besser, schoben es aber hinaus, und so vergingen sieben Jahre. Der Krieg war gekommen, und gegen Ende zu näherten sich die gegnerischen Armeen der Stadt, und eines Tages hieß es, daß die Stadt von Frauen und Kindern evakuiert werden müsse. Schon als während der letzten Kriegsjahre die Lebenshaltung und überhaupt alles schwieriger und schwieriger wurde, hatte

sich die Beziehung zwischen den beiden verschlechtert. Jetzt, als der Evakuierungsbefehl für Frauen und Kinder gegeben war, war Kattlas Freund der erste, der sich mit in einen Evakuierungszug schmuggelte, um die Stadt und damit Kattla zu verlassen. Sie hörte monatelang nichts von ihm. Sie selber gelangte nach langen Fußmärschen und haarsträubenden Erlebnissen in einem Dorfe an, wo sie ihre Mutter, die auch aus ihrer Stadt im Westen evakuiert war, bei Verwandten wiederfand. Die Mutter erkannte sie zuerst gar nicht, als Kattla, die sie zuletzt als elegante Person im schicken Auto gesehen hatte, mit verrußtem Gesicht, zerrissenem Mantel und schmutzigen Schuhen eines Nachmittags im Dorf auftauchte. Kattla hielt sich hier nicht lang auf, sie schloß sich bald einer Schauspielertruppe an, die Abend um Abend in rheinischen Städten spielte, sie verdiente ziemlich viel Geld und stand überhaupt bald wieder fest auf den Füßen. Während dieser Gastspiele erreichte sie auch ein Brief ihres Freundes aus B. Danach kam er, blieb eine Weile, zog es dann aber vor, wieder in eine vom Krieg weniger mitgenommene Gegend zu reisen, kehrte aber bald wieder. Es wurde nie mehr gut zwischen ihnen. Und dann kam etwas, was Kattla endgültig davon überzeugte, daß sie ganz mit ihm brechen müsse.

Er hatte sehr an seiner Mutter gehangen. Ihr Grab war in der Nähe von H. Der Zufall wollte es, daß Kattla für den nächsten Herbst ausgerechnet nach H. ans Schauspielhaus engagiert wurde. Vom ersten Tage an hatte ihr Freund ihr viel von seiner Mutter erzählt, und oft hatten sie sich vorgenommen, zusammen ihr Grab zu besuchen, das Kattla in den letzten Jahren hatte pflegen lassen, wie sie überhaupt das Andenken seiner Mutter bei jeder Gelegenheit ehrte. Da sie zu Vorbesprechungen schon zu Anfang des Sommers nach H. reisen mußte, schlug sie ihrem Freund vor, daß sie jetzt endlich das Grab der

Mutter besuchen wollten. Er sagte, er habe gerade zu der Zeit eine wichtige Besprechung in einer anderen Stadt. Kattla begann im Herbst ihre Tätigkeit in H., ihr Freund in dem benachbarten B. Er besuchte sie dann und wann, trank bei ihr Kaffee und versicherte sie seiner Freundschaft. Er kam und ging, wie es ihm paßte. Ob es ihr paßte, danach fragte er nie. Dann erfuhr Kattla, daß er längst mit einer anderen Frau zusammen lebte, und dieselbe Kollegin, die ihr dieses erzählte, berichtete ihr auch weiter, daß er mit der anderen Frau das Grab seiner Mutter besucht hätte. Kattlas Gesicht wurde weiß. Danach sahen sie sich nie wieder. Der Tropfen, der das Wasser im Eimer zum Überlaufen bringt, sieht bei allen Menschen anders aus. Von allen Geschichten, die Kattla der Fremden erzählte, blieb diese besonders in ihrem Gedächtnis haften, aber als sie endlich ihre Reise fortsetzen konnte, wußte sie noch nicht, daß das Schicksal eine ganz ähnliche Geschichte für sie vorgesehen hatte.

Gedanken am Sonntagmorgen

Sie hatte bis vier Uhr früh gelesen. Jetzt war es halb sieben. Es war noch ganz dunkel und das Haus ruhig. Wenn sie noch zwei Stunden lesen würde, dann hätte sie dies schreckliche Buch hinter sich, das man ihr zum Übersetzen aufhängen wollte. Mußte sie es sich aufhängen lassen? Wahrscheinlich. Wegen Kohlen, Holz, Telefon – -. Lohnte sich das? Immer wieder etwas zu machen, was man nicht machen mochte, wegen Kohlen, Holz, Telefon? Aber was ist mit Schuhen, Mantel, Essen? Ob es nicht ein Zimmer irgendwo weit weg in einer Försterei gäbe, wo man hingehen könnte, mit zwei Paar derben Schuhen – zwei Paar zum Wechseln – und zwei derben Skianzügen, die eine kleine Ewigkeit halten würden, zum Essen würde sie nicht viel brauchen, nur warm

müßte es sein, sehr warm, denn sie fror so leicht, aber in einer Försterei gab es sicher genug Holz – wozu die Anstrengung, um den Teppich zu bezahlen? Er war sehr hübsch, er gefiel ihr. Aber wozu eigentlich? Wer Familie hatte, Freunde, auch Freunde, die nur ab und zu kämen, ja, da lohnte sich das alles, Teppich und Holz und Kohlen, und Cordial Medoc, und Chrysanthemen in einer großen Vase auf dem Boden, und der teure Kaffee – es war ihr lieber gewesen, die Menschen, die zu ihr kamen, kamen wegen Kaffee und Cordial Medoc oder weil sie glaubten, sie hätte wichtige Beziehungen hinter sich – es war so anstrengend, wenn die Menschen immer nur wegen »meiner selbst« kamen. Sie hatte sich zu einer Zeit gewünscht, ein Auto zu haben, ein Grammophon, viele, viele Bücher, ich weiß nicht was, dann wären die Menschen dieser Sachen wegen gekommen und nicht um ihrer selbst willen. Das Beste wäre natürlich gewesen, sie wären gekommen, weil sie irgendeine Macht gewesen wäre, Einfluß, Geld oder so.

Aber das hatte alles keinen Zweck. Jetzt war wieder so ein verdammter Sonntagmorgen da, der meistens schon am Sonnabendnachmittag anfang, wenn es dunkel wurde. Fast drei Jahre wohnte sie nun schon in dieser Stadt – das waren etwa hundertfünfzig Sonntage. Hundertfünfundzwanzig Sonntage war sie davon allein gewesen, den ganzen Tag, und manchmal hatte sie gedacht, sie ertrage es nicht mehr. Einmal hatte sie es auch nicht mehr ertragen, es war da noch mehr zusammengekommen, aber das war nicht in dieser Wohnung gewesen, sondern in einem kleinen Loch von einem Zimmer, da hatte sie Pech gehabt: es hatte jemand ausgerechnet in jener Nacht in dem Gebäude gearbeitet und hatte sie anscheinend stöhnen gehört. Und dann war der Arzt gekommen, und in drei Tagen war sie wieder beieinander. In China war das besser, das hatte sie auch den beiden gesagt. Wer einen Menschen daran hindert, sich das Leben

zu nehmen, hat die Verantwortung für ihn zu übernehmen. Es ist vollkommen idiotisch, jemand daran zu hindern, sich das Leben zu nehmen, besonders wenn er im Grunde gern lebt und sich sehr ungern das Leben nimmt.

Well, here she was at it again. Sie stand auf und machte Feuer. Feuer anmachen war ihre Spezialität, sie konnte es besser als die meisten, aber jetzt mußte sie immer daran denken, daß ein guter Freund auch gern Feuer angezündet hatte und sich stundenlang damit beschäftigen konnte, ohne ein Wort zu sagen, ehe er ein unheilbarer Morphinit wurde.

Während das Bettzeug auf dem Balkon auslüftete und das Fenster offen stand, wusch sie sich, richtete sich das Frühstück her und schleppte dann alles mitsamt den Sonntagszeitungen, die inzwischen durch den quiet-schenden, viel zu engen Briefschlitz gewürgt waren, ins Zimmer. Sie holte das Bettzeug herein, machte das Bett und legte sich wieder hin. Das Feuer war inzwischen durchgebrannt, und sie hatte die Ofentüren fest zugeschraubt. So, das würde bis zum Abend reichen. Sie nahm einen Schluck Tee, den sie am Morgen haßte, aber Kaffee war keiner da, schon seit langem nicht, und entschied sich dann endlich dafür, die Zeitungen zu lesen. Sie fing, wie gewöhnlich, mit dem Literarischen an. Gestern hatte eine lange Sache über Brechts »Antigone« in der »Berliner« gestanden. Vor zwei Monaten wäre das sicher auch nicht so groß gebracht worden, dachte sie. Sie legte die Sonntagszeitungen hin und nahm erst noch einmal die von gestern und las den »Antigone«-Bericht durch. In Greiz war die Aufführung gewesen. Greiz, Schleiz, Lobenstein – die drei Orte kannte sie aus ihrer Kindheit. Und als im Frühjahr ein junger Mann mit rötlichem Haar zu ihr geschickt worden war, um sich mit ihr zu besprechen, welches Stück in Greiz erstaufgeführt werden konnte, hatte sie sich deutlich an die kleine Stadt

erinnert, und sie hatte den jungen Mann prüfend angesehen, der von einer ganz anderen Theaterschule herkam, dann hatte sie Brecht angerufen, ob er seine Erlaubnis geben würde zur Erstaufführung der »Antigone« in Greiz, und der junge rötliche Mann war sprachlos, daß er sie bekam. Sie selber aber war sich noch gar nicht klar und schickte ihm, der spornstreichs mit der guten Mär nach Hause gefahren war, noch zwei Telegramme nach, aus Angst, er könne da doch etwas ganz auf eigene Faust machen und sich nicht an die vorhandenen Vorlagen halten. Das war nun lange her, fünf Monate, und sie hatte dann nichts mehr, außer einem Telegramm, gehört. Jetzt war es, anscheinend sehr gut, zustande gekommen. Aber sie hatte nichts mehr damit zu tun, gar nichts. Es waren einige scheußliche Sachen passiert, und die hatten sie ganz weggespült.

Sie wollte nicht daran denken und nahm sich schnell die Sonntagszeitungen vor. »Vom armen B. B.« – von Rosemarie Rehan. Sie las die Besprechung durch, ganz jung mußte die Schreiberin sein, wie hübsch, wie verständig, wie respektvoll, aber gar nicht ehrerbietig sie das zusammengebracht hatte, die junge Generation, man merkte der Besprechung an, mit welchem großem Erstaunen die Schreiberin diesen großen Fund, von dem sie nichts gehant hatte, durchstudiert hatte. Schnell noch hinten nachgesehen: Die Partei ruft – nein, morgen ist keine Versammlung.

Sie trank den Tee zu Ende, unlustig, stand auf und machte das Fenster zu. Es war ein schöner Tag, die drübbige Hauswand war ganz rosa von der Frühsonne, drüben im Schweinestall, der Tierärztlichen Hochschule, wurden die Schweine gefüttert; ein wildes Durcheinander von Gequieke und Gegrünze drang über den Garten herüber.

Sollte sie aufstehen? Nach Grünau fahren? Jochen war gestern erst aus dem Krankenhaus nach Hause zurückge-

kommen – Bauchtuberkulose – und wartete jetzt auf seine Verschickung in ein Sanatorium in der Tschechoslowakei. Er und Josefine würden sich sicher freuen, sie hingen etwas an ihr ja, sie kannten sie erst kurze Zeit, aber die beiden hatten sich sehr an sie angeschlossen. Sie waren seit kurzem in Berlin, er hatte einen DEFA-Vertrag, sie wollte auch wieder zu arbeiten anfangen, sie war Solotänzerin gewesen, heute vielleicht achtundzwanzig höchstens. Nein, es war besser, heute noch nicht herauszufahren. Was sonst? Früher war sie sonntags eingeladen gewesen, nun aber schon lange nicht mehr. Sie war ja auch kein besonders unterhaltender Gast, das wußte sie selber, und die Menschen billigen einem nichts zu. Ja, sie hatte ziemlich viele Menschen gekannt, sie war dort eingeladen gewesen, dort und dort, aber nun nicht mehr. Was hatte Hanns neulich gesagt, als er seine Frau abgeholt hatte, die eines Nachmittags wegen einer Übersetzung gekommen war – sie kamen alle Jubeljahre, aber sie wurde nicht mehr eingeladen, ja, so war es, manchmal kam man noch zu ihr in die Wohnung, das war alles. Alle Beziehungen waren anarchisch geworden, und man konnte nicht mehr zusammenhängend und kontinuierlich über etwas reden. Nur albern und albern, und dann war so eine halbe Stunde, Stunde schnell herum. Sollte sie sich überwinden und bei Ernst und seiner Frau anrufen? Also, sie wußte schon, sie würde nirgends anrufen – alle schienen sich ihre Sonntage geplant zu haben, und sie war nicht eingeplant. Wieso auch? Ob das Telefon wohl während des Tages klingeln würde? Wahrscheinlich drei falsche Verbindungen. Auch an Werktagen klingelte es nicht viel, und sie hatte beim Antrag angegeben, daß sie ein Telefon dringend aus Berufsgründen brauchte. Aber so war es ja überhaupt. Sie hatte schon beim Herichten der Wohnung immer von »Bürozimmer« gesprochen. Neulich hatte eine Nachbarin sie angesprochen wegen ihrer Katze. »Ich hör das kleine Ding immer,

wenn sie durch das Bürozimmer springt«, hatte sie gesagt, »das ist wohl ihr Katzenspielzimmer.« So ist es, hatte sie geantwortet, bald werde ich einen Teppich drin haben, dann hören Sie's nicht so sehr, aber es hakte sich doch etwas in ihrem Kopf ein, diese Bemerkung über das Katzenspielzimmer.

Sie nahm die andere Zeitung: »Bertolt Brecht. Ein Porträt«. Das von der Rosemarie war interessanter, für sie war das, was vor dreiunddreißig lag, mindestens so wichtig. Bis dreiunddreißig habe ich die meisten Gedichte geschrieben oder abgeschrieben. Es war ja kaum jemand anderes da, der geschrieben hat. Kaum jemand, der Material beschafft hat, niemand sonst von Januar 25 an. Im Frühjahr hatte Brecht mal in irgendeinem Zusammenhang gesagt: Wir haben ja früher auch nicht soviel gearbeitet, bis ein Uhr mittag höchstens. Ich habe damals nicht geantwortet, dachte sie, das tue ich oft nicht, wenn ich jetzt etwas Grundfalsches höre, aber ich weiß, daß ich oft bis spät in die Nacht gesessen habe beim Abschreiben, immer und immer wieder mußte ja alles abgeschrieben werden – vor allem die Stücke, und die ersten Jahre habe ich es immer allein gemacht, und alle Briefe, alles allein. Es war auch ein großer Spaß. Wir haben auch oft bis spät gearbeitet. Die Vielfraßszene usw. aus »Mahagonny«, die Bibelszene aus der »Mutter«, viele Gedichte – alle wurden spät am Abend, manches noch später geschrieben. Sonderbar, daß ich mir die Tageszeiten so gemerkt habe und die Örtlichkeit, die Rehan erwähnt den »Gesang der Reiskahnschlepper«, die ersten Szenen der »Maßnahme« entstanden in Augsburg, wir schickten diese ersten Szenen an Ihering, wieso an ihn, weiß ich nicht, aber ich weiß es noch ganz genau.

Aber das hat alles keinen Zweck, ich sollte aufstehen, dachte sie. Ich könnte mal den Küchenherd ausprobieren, ob der Backofen funktioniert, er war noch nicht in Betrieb genommen. Zigaretten waren auch keine da. Sie

hatte wieder angefangen zu rauchen. Sie hatte aber nur ein paar Mark da. Ach, Unsinn, morgen müßte sie sich doch etwas Geld auftreiben, und auf diese Weise käme sie an die Luft.

Sie stand auf und holte sich Zigaretten. Es war wirklich ein herrlicher Tag, schade, nun ja, Zähne zusammen, so war es ja schon oft, und sie mußte das scheußliche Buch zu Ende lesen. Das kleine Mädchen vom Portier wollte mitkommen und mit der Katze spielen, der gute Mann von unten bestand darauf, daß die Katze, wie es sonntags früh die Gewohnheit war, herunter in den Garten kam, wo er, der sich jeden Sonntagvormittag an Büschen und Blumen zu schaffen machte, auf sie aufpaßte. Sie nannte ihn schon den Sonntagsonkel und seine Frau die Sonntagstante. Das war sonntags immer so zwischen zehn und elf. Er schäkerte mit der kleinen Katze, die tatsächlich zu ihm herunterlief.

Sie ging in die kalte Küche. Zu essen war nicht viel da. Aber wer im Zimmer sitzt, braucht auch nicht viel zu essen. Es war eine Schande, wie sie mit dem Essen verkam. Sie hatte Kürbis einmachen wollen, aber jetzt war es zu spät, genauso war es mit Preiselbeeren – manchmal kamen doch Leute, die lud sie dann mittags ein, dann wurde richtig gekocht, und sie aß an diesen Tagen auch richtig, allein machte ihr das Essen keinen Spaß.

Also gut. Da waren noch Nudeln von vorgestern. Wenn sie etwas Trockenei und Trockenmilch nähme, dazu den Rest Corned beef und die Tomatenpaste, da könnte sie doch überbackene Nudeln machen mit Tomatensoße, und ausprobieren mußte sie den Backherd doch einmal, sie wollte ja Weihnachtsplätzchen backen, sie hatte Hunderte von Plätzchenrezepten, und bei jedem stand, von wem sie es hatte, und sie beurteilte die Rezepte nach denen, die sie ihr gegeben hatten. Hatten die etwas vom Essen verstanden? Sie konnte Kochrezepte lesen wie ein

Musiker eine Partitur, sie wußte genau, wie es duftete und schmeckte, wenn es aus dem Ofen kam.

Der Backherd funktionierte ganz gut. Nur würde er zuviel Feuerung verbrauchen. Er machte auch die Küche etwas warm.

Die Türglocke läutete, sie hatte sie erst gestern anbringen lassen. Sie rief: »Wer ist da?« Der draußen war ein armer Student, der durch Vermittlung eines berühmten Kritikers in den Proben dabeisein durfte. Er war etwas komisch, die meisten dachten, er hätte sie nicht alle beieinander. Aber das stimmte nicht, er hatte sie alle beieinander, war nur ein Haufen von Hemmungen. Er hatte angefangen, Theologie zu studieren, und wollte als Missionar nach Afrika. Im Missionshaus waren nur acht Missionsschüler gewesen, darunter sechs frühere Wehrmachtsoffiziere, er hatte bald genug davon gehabt, dann hatte er sich um ein Stipendium beworben, um Theatergeschichte zu studieren. Er bekam das Stipendium noch, besuchte das Seminar nur so oft es eben nötig war, um die Unterlagen für das Stipendium zu kriegen, und benutzte Geld und Zeit, um ein Stück zu schreiben, ein gesellschaftskritisches aus der Maurenzeit. Das hatte er ihr mal erzählt.

Anhang

Bertolt Brecht über Elisabeth Hauptmann

Widmung zu »Mann ist Mann«

Das sind die hauptmanuskripte des lustspiels »Mann = Mann« oder »Galy Gay«, nebst dem viele Jahre vorher geschriebenen »Urgalgeianfang«. ich schenke es am ende des Jahres 1925 beß hauptmann, die dieses ganze jahr ohne lohn mit mir gearbeitet hat. es ist ein schwieriges stück gewesen und sogar das zusammenstellen des manuskripts aus zwanzig pfund papier war schwerarbeit; ich benötigte dazu zwei tage, 1/2 flasche kognac, 4 flaschen selters, 8-10 zigarren und alle geduld – und es war das einzige, was ich allein gemacht habe.

brecht.

Brief an Elisabeth Hauptmann (1929) mit der Anregung zur Abfassung von »Happy End«

Liebe Bess, heute fiel mir ein, ob Sie nicht Lust haben, sich an dem Massary-Geschäft zu beteiligen? Ich würde Ihnen eine Fabel geben usw., und Sie würden ein kleines Stück draus zimmern, ganz locker und schlampig, meinetwegen auch fetzchenweise. Eine teils rührende, teils lustige Sache für etwa 10000 Mark! Sie müßten es zeichnen, aber das würde Ihnen natürlich kolossal nützen. Denn die Sache könnte ganz anständig werden durch einfache Offenheit und eine Art rührende Bescheidenheit! [es folgt eine ausführliche Handlungsskizze]

Bertolt Brecht: *Es war leicht...*

Es war leicht, ihn zu bekommen.
Es war möglich am zweiten Abend.
Ich wartete auf den dritten (und wußte
Das heißt etwas zu riskieren)
Dann sagte er lachend: das Badesalz ist es
Nicht dein Haar!
Aber es war leicht, ihn zu bekommen.

Ich ging einen Monat lang gleich nach der Umarmung
Ich blieb jeden dritten Tag weg.
Ich schrieb nie.
Aber bewahre einen Schnee im Topf auf!
Er wird schmutzig von selbst.
Ich tat noch mehr als ich konnte
Als es schon aus war.

Ich habe die Menschen hinausgeworfen
Die bei ihm schliefen, als sei es in der Ordnung
Ich habe es lachend getan und weinend.
Ich habe den Gashahn geöffnet
Fünf Minuten bevor er kam. Ich habe
Geld auf seinen Namen geliehen:
Es hat nichts geholfen.

Aber eines Nachts schlief ich
Und eines Morgens stand ich auf
Da wusch ich mich vom Kopf bis zum Zeh
Aß und sagte zu mir:
Das ist fertig.

Die Wahrheit ist:
Ich habe noch zweimal mit ihm geschlafen
Aber, bei Gott und meiner Mutter:
Es war nichts.
Wie alles vorübergeht, so verging
Auch das.

Bertolt Brecht: *Du, der das Unentbehrliche*

Du, der das Unentbehrliche
Wenige machen sieht, verlaß sie nicht!
Frage nicht nach deinem Anteil am Essen
Frage nicht nach deiner Beliebtheit.
Das Richtige
Braucht den kleinsten Fingerzeig noch!
Nenne nicht einen Ersatz
Wenn du gebraucht wirst!

Warum rechnest du
Als Freundlichkeit nur das Gewünschte
Da du doch weißt, daß du Unweises wünschest?

Betrachte nicht immer
Deine paar Narben!
Bedenke: die Schläge, die du ausgeteilt hast
Wurden aufgenommen ohne Klage.
Deine Launen wurden ausgehalten
Du wurdest geachtet.
Daß du, wenn du das Gewünschte nicht bekamst
Das Nötigste verweigertest
Wurde nicht gerügt.
Auf dich wurden Lasten gelegt, die man
Nur auf die sichersten Schultern legt.
Du wurdest übersehen wie das Nächstliegende.
Von dir wurde erwartet
Die besondere Einsicht.
So essen am letzten die, denen das Werk am nächsten
steht: Die Köche.

Wie immer du behandelt wurdest, so eben
Wurden die Geachteten behandelt.

Setze also deinen Namen nicht
Auf die nicht abreiende Liste
Der Abgefallenen.

Gutachten über die Mitarbeiterin Elisabeth Hauptmann

Die Genossin Elisabeth Hauptmann war ursprünglich als Lehrerin tätig, arbeitete dann als Übersetzerin englischer und französischer Werke, besonders belletristischer Art, bis sie 1922 (soweit ich mich erinnere, war es dieses Jahr) zu mir kam. Sie war bald meine beste Mitarbeiterin. Sie besitzt eine außergewöhnliche sprachliche Begabung und hat aktiv und kritisch an allen meinen dramatischen Arbeiten mitgearbeitet, auch selber Novellen geschrieben. Besonders einige Lehrstücke für Schulen interessierten sie, eines davon, das ich zusammen mit ihr verfaßte (Der Jasager), wurde in vielen Schulen des In- und Auslands aufgeführt. Ihre Übersetzung und Bearbeitung eines amerikanischen Stücks ging im Berliner Staatstheater, ihr Stück Happy End im Theater am Schiffbauerdamm in Berlin in Szene. [...] Sie ist einer der verlässlichsten und tüchtigsten Menschen, die ich kenne.



© Stiftung Akademie der Künste, Berlin

Elisabeth Hauptmann (1897-1973)

Nachwort

Junge Dame, gebildet, englische und französische Sprachkenntnisse, eigene Schreibmaschine, sucht literarische Heimtätigkeit z. B. Übersetzungen od. ähnl. Angebote unter A. G. an die Redaktion der L. W. erbeten.

Literarische Welt (1929)

Ich glaube, die literarische Zusammenarbeit mit Elisabeth Hauptmann war die engste, die Brecht je gehabt hat. Die Hauptmann war selbst eine Schriftstellerin. Sie hat diese Fähigkeit in den Dienst von Brecht gestellt.

Ruth Berlau

I

1977 erschien, herausgegeben von Rosemarie Eggert und Rosemarie Hill, im Ostberliner Aufbau-Verlag *Elisabeth Hauptmann. Julia ohne Romeo. Geschichten, Stücke, Aufsätze, Erinnerungen*. Es war dies der erste umfassende Versuch, Elisabeth Hauptmann als eigenständige Autorin zu würdigen. Bis dahin war ihr Name hauptsächlich als Mitarbeiterin Bertolt Brechts bekannt. Dass sie zumindest eine Zeitlang versucht hatte, sich als freie Schriftstellerin zu etablieren, war den Veröffentlichungen im Umkreis Brechts allenfalls eine Fußnote wert. Der genannten Untersuchung kommt das Verdienst zu, viele verstreut erschienene Arbeiten der Autorin gesammelt und das Material mit Aufzeichnungen aus ihrem Nachlass vervollständigt zu haben.

Der Band *Julia ohne Romeo* ist seit langem vergriffen. Damit sind auch die literarischen Ambitionen Hauptmanns wieder in Vergessenheit geraten. Was zu bedauern ist, da ihren Kurzgeschichten und dramatischen Versuchen ein nicht unbedeutender Wert zukommt.

Hierauf hat vor allem Sabine Kebir in ihrer Studie *Ich fragte nicht nach meinem Anteil. Elisabeth Hauptmanns Arbeit mit Bertolt Brecht* (Berlin 1997, TB: ebd. 2000) hingewiesen. In sozial- und geschlechtsspezifischer Hinsicht fordern die Erzählungen eine neuerliche Lektüre geradezu heraus. Darüber hinaus ist Hauptmanns Biografie Beispiel einer bewerkenswerten literarischen Emanzipation. Die Autodidaktin wurde zu Brechts wichtigster Mitarbeiterin. An der Entstehung vieler seiner Texte hat sie maßgeblichen Anteil.

II

Das vorliegende Lesebuch fußt im Wesentlichen auf Texten des Sammelbandes *Julia ohne Romeo*. Eine zweite, vielfach herangezogene Quelle bilden autobiografische Erinnerungen Hauptmanns. Sie stammen aus der 1972 gedrehten DEFA-Dokumentation *Die Mit-Arbeiterin*. Die Interviews wurden von den jungen Filmemachern Karlheinz Mund, Wolfgang Gersch und Ralf Liebmann geführt. Die Gespräche fanden in angenehmer, lockerer Atmosphäre statt. Kurz vor ihrem Tod war Hauptmann bereit, sich offener als in früheren »staatspolitisch« abgewogenen Statements über ihr Leben im Umkreis Brechts zu äußern. Der hohe dokumentarische Wert jener kaum bekannten Zeugnisse hat mich veranlasst, diese in das vorliegende Lesebuch mit aufzunehmen. Hauptmanns Darstellungen bieten nicht nur ein lebendiges Porträt der Autorin, sondern lassen auch die Entstehungsbedingungen ihrer Texte plastisch hervortreten. Für Kebir stellen die Tonbandaufzeichnungen »nicht mehr und nicht weniger als die authentischste und ausführlichste aller Quellen über die kollektive Arbeitsweise Brechts dar«. (S. 13)

Im Zusammenhang mit dem vorliegenden Lesebuch wurden die Protokolle erneut ausgewertet. Dabei stan-

den Inge Krupp und Karlheinz Mund mit Rat und Tat zur Seite.

Eine dritte Quelle bildeten Textfragmente Hauptmanns aus dem Berliner *Bertolt-Brecht-Archiv*. Auch diese wurden erstmals von Kebir ausgewertet. Sie gewähren Aufschluss über die Intimität der Beziehung Hauptmann-Brecht. Zugleich dokumentieren sie einen literarischen und persönlichen Selbstfindungsprozess.

Aufschlussreich sind auch die Briefe Elisabeth Hauptmanns an Brecht und Walter Benjamin aus der Zeit des Exils 1934/1935. Sie geben Einblick in die desolate Situation einer Schriftstellerin, die sich mit Gelegenheitsarbeiten durchschlagen musste und die nur über geringe Möglichkeiten verfügte, sich auf dem ihr fremden amerikanischen Buchmarkt zu etablieren.

III

Hätte Elisabeth Hauptmann als eigenständige Autorin bestehen können? Eine Zeitlang schien es so. Dann jedoch fügte sie sich in ihren Brecht-Mitarbeiterin-Status. Die Gründe hierfür nennt sie in den Tonband-Protokollen. Es fehlte ihr an Zeit und Muße, eine eigene Karriere zielstrebig zu verfolgen. Auch war die Literaturszene für Schriftstellerinnen so gut wie verschlossen. Die lange Zeit des Exils trug ein Übriges dazu bei, ihre literarische Laufbahn zu behindern. Später resümierte Hauptmann selbstkritisch:

[...] da muß man sich auch prüfen, wäre die Begabung so stark gewesen – das wäre ja auch eine nahe liegende Frage, die man sich stellt – wäre da wirklich was geworden? Ganz große Begabungen lassen sich ja, glaube ich, gar nicht unterdrücken, vielleicht eine Zeitlang.

Aus den Tonbandprotokollen

Ihre Rolle als Mitarbeiterin Brechts akzeptierte sie ohne Groll. Im Gegenteil: Ihre Selbstaussagen widersprechen

in eklatanter Weise Thesen, wie sie John Fuegi in seiner Studie *Brecht & Company. Sex, Politics, and the making of the Modern Drama* (New York 1994; dt. Ausgabe unter dem Titel *Brecht und Co*, 1997) aufgestellt hat: Brecht habe seine Mitarbeiterinnen, die im überwiegenden Fall auch seine Geliebten waren, skrupellos ausgebeutet und um ihre Tantiemen geprellt.

Die Einseitigkeit der Darstellung rief viel Widerspruch hervor. Vor allem wurde der moralische Anspruch, mit dem Fuegi auftrat, in Frage gestellt. Inzwischen ist die Diskussion wieder in sachlichere Bahnen gelenkt. Kebir liefert in dieser Hinsicht eine differenzierte Analyse der Beziehung Hauptmann-Brecht. An Fuegis Darstellung störe sie,

das gerade solche Avantgardistinnen wie Elisabeth Hauptmann als passive Objekte, nur als Opfer einer privaten Beziehung betrachtet werden. Die Grenzen, an die sie in ihrem Wunsch nach Entfaltung recht bald stießen, waren aber weitaus mehr von widrigen gesellschaftlichen Bedingungen als von der Macht eines einzelnen Mannes gesetzt. (S. 9)

Hauptmanns Aussagen bestätigen glaubhaft, dass die Mitarbeit im Brecht-Kollektiv ein Geben und Nehmen war. Die Jahre zwischen 1925 und 1933 waren für sie eine »goldene Zeit«. Das Leben und Arbeiten in der Künstler-Clique hatte etwas Aufregendes, sicherlich auch etwas Elitär-Antibürgerliches. Die Autorin lernte damals viel hinzu, in literarischer wie in pädagogischer Hinsicht.

Das hörte freilich auf [...]. 1926 löste sich der Vertrag mit Brecht und Kiepenheuer auf, und ich konnte mehr übersetzen, mußte mehr übersetzen und so irgendwelche Arbeiten machen.

IV

Brecht pflegte bekanntlich zahllose Liebschaften, oft gleichzeitig und häufig mit seinen engsten Mitarbeiterin-

nen. Auch seine Beziehung zu Hauptmann gab wiederholt Anlass zu Spekulation.

Eine Zeitlang, Ende 1926, war Elisabeth Hauptmann so etwas wie Brechts »linke Hand«. Sie war 24 Stunden am Tag für ihn erreichbar. Ohne sie schien er hilflos. Ja, er wirkte – folgt man Fuegi – wie ein Muttersöhnchen: Hauptmann begleitete ihn zum Zahnarzt, kaufte für ihn Kleidung, trimmte ihn auf »gesellschaftsfähig«. Eigens für ihn besaß sie eine geheime Telefonnummer.

Es kam, zumindest zeitweilig, zu einer intimen Beziehung. »Wie lange und intensiv ihr sexuelles Verhältnis mit Brecht gewesen ist, läßt sich nicht feststellen« (Kebir, S. 77). Anhaltspunkte finden sich in den *Autobiografischen Schreibübungen* der vorliegenden Veröffentlichung. Kebir sieht die Texte als »Exerzitien«, die Brecht »Freunden und Mitarbeitern gern empfahl«, um das »eigene Leben von ›außen‹ zu sehen, es ›zitierbar‹, d. h. literarisch zu machen« (S. 78). Die Texte dürfen deshalb nicht als »hundertprozentige Selbstporträts« angesehen werden (S. 85).

Bald kam es zum Bruch der Freundschaft. Man fand zum unpersönlichen »Sie« zurück, um Privat- und Arbeitssphäre auseinander zu halten. Es war dies ein Zeichen gegenseitigen Respekts und auch eines gewissen Stolzes der Hauptmann. Anfang 1934 resümierte sie brieflich:

Unsere Beziehung war etwas karg und unzärtlich und ungeschickt, aber es war die größte Arbeitsfreundschaft, die Sie je haben werden und die ich je haben werde.

Von besonderem Stellenwert ist in dieser Hinsicht Brechts Gedicht »Du, der das Unentbehrliche« mit den Versen

Auf dich wurden Lasten gelegt, die man
Nur auf die sichersten Schultern legt.
Du wurdest übersehen wie das Nächstliegende.

Von dir wurde erwartet
Die besondere Einsicht.

Der Text wurde bislang einseitig auf Elisabeth Hauptmann bezogen. Im Gespräch mit dem Filmteam 1972 bestätigte Hauptmann zwar einen nahen biografischen Bezug, wandte sich jedoch gegen eine einseitige, allein auf sie bezogene Interpretation des Gedichts.

V

Wie arbeitsintensiv und stimulierend die Arbeit in der »Brecht-Factory« war, belegt ein Produktionstagebuch Hauptmanns aus dem Jahre 1926. Kebir hat es in ihrer Studie vollständig ediert (S. 34-62). Sie bemerkt dazu:

Elisabeth Hauptmanns Tagebuch von 1926 und in seinem Umkreis entstandene Aufzeichnungen zeigen, wie schnell und umfassend sie sich in die Welt der Gedanken und des Geschmacks von Bertolt Brecht hineinbegeben hat. Es handelte sich aber keinesfalls um eine einseitige Abhängigkeit. Sie griff in den kreativen Prozeß selbst ein. Neben den vielen Rohübersetzungen, die sie anfertigte und die Brecht oft passagenweise in die Endfassung übernahm, gehen kleinere und auch größere Textabschnitte ganz auf sie zurück. Wichtig war auch ihr Urteil über Einfälle Brechts während der Arbeit. Das geht aus einer Zeugenschaft von Alfred Braun hervor, Deutschlands erstem Hörspielregisseur, unter dessen Regie Brechts Bearbeitung von Shakespeares *Macbeth* am 14. Oktober 1927 in der *Berliner Funkstunde* gesendet wurde. Braun erinnert sich: »Ich weiß noch heute genau, wie bei Brecht gedichtet wurde. Da saß eine Dame an der Schreibmaschine, die mithalf. Zuerst legte sie eine Schallplatte auf und machte Musik, und Brecht rannte im Zimmer auf und ab und hatte eruptive Ideen. Zum Beispiel wollte er *Macbeth* die Form einer Moritat geben und jeder Szene einen Messerklingenvers als Überschrift voransetzen. »*Macbeth reitet bei Nacht über die Zugbrücke eines Schlosses*«. Leider – die Sekretärin fand es nicht gut und sagte »nein«, und das galt dann auch. (S. 65)

Im Rahmen des Tagebuchs schildert Elisabeth Hauptmann unter anderem, dass sie, ebenso wie Brecht, von großen Sportereignissen (wie etwas Sechstagerennen) fasziniert war. Gemeinsam trafen sich beide öfter mit dem Boxer Samson Körner.

Beide waren damals vom Amerikanismus erfasst. Er ging einher mit einer Abkehr von romantischen Gefühlswelten und einer Geringschätzung des Expressionismus. Jene kühle, distanzierte, vom Verstand geprägte Haltung ist charakteristisch für die Erzählungen Hauptmanns. In der Kurzgeschichte *Julia ohne Romeo* wird beispielsweise ein Liebesverhältnis ganz unter dem Kalkül des Materiiellen gesehen. Julia und Romeo gehen jedoch nicht am Scheitern ihrer Beziehung zugrunde. Sie werden, im Gegenteil, standardisierte Berufsmenschen. Der Bezug auf Shakespeare schlägt somit ins Polemische und Komische um. Die Erzählungen zeigen, dass Brecht einerseits Förderer Hauptmanns war, andererseits aber auch ihr Antipode. Viele Texte Hauptmanns lesen sich wie Antworten bzw. Gegenpositionen zu Thesen Brechts.

VI

Sabine Kebir hatte selbst an eine Veröffentlichung von Texten Hauptmanns gedacht, musste den Gedanken jedoch verwerfen:

Nicht nur die Wissenschaft, sondern auch Verlage und Medien haben es bis Ende der achtziger Jahre weitgehend abgelehnt, eigenständige Werke der Mitarbeiterinnen zu bearbeiten oder gar zu publizieren. Auf meiner Suche nach Publikationsmöglichkeiten für die Tondokumente der Hauptmann bestätigte sich erneut, daß Brechts Mitarbeiterinnen auf dem Buchmarkt als eigenständige Autorinnen nicht willkommen sind. (S. 15)

Diese Lücke versucht die vorliegende Veröffentlichung zu schließen. Die Lesebuchreihe der *Nyland-Stiftung* bietet hierfür ein geeignetes Forum. Sie möchte neue Auf-

merksamkeit auf eine Autorin lenken, der bislang ein angemessener Platz in der westfälischen Literaturgeschichte verwehrt wurde.

Dass Elisabeth Hauptmann aus Westfalen gebürtig ist, wurde lange Zeit übersehen. In westfälischen Anthologien und Lesebüchern fand sie – außer in Dieter Sudhoffs vergriffenen *Westfälische Erzählungen. Von Peter Hille bis Ernst Meister* (Bielefeld 1996) – keine Berücksichtigung. Erst Paula Hanssens Beitrag *Elisabeth Hauptmann: Schriftstellerin, Dramaturgin, Muse* (erschienen 1992 in dem Sammelband »Was für eine Frau!« *Portraits aus Ostwestfalen-Lippe*. Hg. v. A. Brünink und H. Grubitzsch. Bielefeld: 1992, S. 245-56) stellte entsprechende Anknüpfungspunkte her. Das *Westfälische Autorenlexikon* (hg. v. Walter Gödden und Iris Nölle-Hornkamp. Paderborn 1992 ff.) widmet ihr immerhin 11 Seiten. Auch im 2001 gegründeten *Westfälischen Literaturmuseum Haus Nottbeck* (Oelde-Stromberg) wird sie inzwischen ausführlich vorgestellt. Das vorliegende Lesebuch reiht sich in diese Bemühungen ein. Es macht erstmals wieder Texte einer Autorin zugänglich, die ihre prägenden regionalen Bindungen wahrnahm, diese aber, im zweiten Schritt, überwand, um eine emanzipierte, kosmopolitische Existenz zu führen.

VII

Elisabeth Hauptmann wurde am 10. Juni 1897 im ostwestfälischen Peckelsheim als Tochter eines Sanitätsrats geboren. Ihre Mutter war Amerikanerin. Die Kinder lernten Englisch und Französisch, bekamen Klavierunterricht und waren im Sommer auf der Insel Wight in England, wo sie nur Englisch sprachen. Von 1912 bis 1918 absolvierte Elisabeth Hauptmann eine Lehrerinnenausbildung in Droyssig bei Zeitz. Anschließend war sie vier Jahre Lehrerin in einem Lyzeum und Privatlehrerin in Linde, Kreis Flatow, an der polnischen Grenze.

Während dieses Aufenthalts erlebte sie die Militarisierung durch deutsche Freiwilligenverbände und beobachtete den zunehmenden Nationalismus, dazu auch das karge harte Leben der polnischen Saisonarbeiter. »Politisch waren mir durch meinen Aufenthalt auf den Gütern der damaligen ›Grenzmark‹ die Augen aufgegangen«, schrieb sie später in ihrem Lebenslauf. 1922 gab sie den Lehrerinnenberuf auf und ging nach Berlin. Da sie von ihrer Familie keine finanzielle Unterstützung erhielt, arbeitete sie als Sekretärin, zunächst bei einem Architekten, dann bei dem Schriftsteller H. G. Scheffauer. Über Freunde kam sie zur marxistischen Bewegung. Die Bekanntschaft mit Brecht fiel in den November 1924. Anfang 1925 wurde sie seine ständige Mitarbeiterin und Sekretärin. Von 1925 bis 1927 war sie beim Kiepenheuer-Verlag angestellt, damit das Stück *Mann ist Mann* und die *Taschenpostille* zum Abschluss kamen.

In der Zeitschrift *Das Leben* (Leipzig) erschien 1926 mit *Julia ohne Romeo* ihre erste Erzählung unter dem Pseudonym Catherine Ux (weitere von ihr benutzte Pseudonyme waren Dorothy Lane und Josefine Diestelhorst). Im Münchener *Simplicissimus* gelangten am 26. Oktober 1926 *Nachtgedanken* und in *Uhu* (Berlin) *Bessie Soundso. Eine Geschichte von der Heilsarmee* als Vorarbeit ihres Theaterstücks *Happy End* zum Abdruck. Von 1927 bis 1933 arbeitete sie (außer für Brecht) als freie Übersetzerin und Autorin. Es erschien ihre Novelle *Er soll dein Herr sein* sowie *Auf der Suche nach Nebeneinnahmen. Eine Geschichte von heute*. 1929 unternahm sie einen Selbstmordversuch, der möglicherweise im Zusammenhang mit Brechts anderen Frauenbeziehungen steht (1929 heiratete er Helene Weigel).

Im *Berliner Tageblatt* erschien am 13. Dezember 1929 die Parabel *Aller Leute Freund*. Die Zeitschrift *Der Scheinwerfer* (Essen) veröffentlichte 1930 ihr Porträt *Über Bertolt Brecht*. Mit der Übersetzung der *Beggars*

Opera ebnete Hauptmann Brecht den Weg zum Welt-erfolg. 1929 verfasste sie auf seine Anregung hin *Happy End*, das 1929 uraufgeführt wurde. Die Songs stammten von Brecht, die Musik von Kurt Weill. Nach außen hin wurde das Stück lange Zeit Brecht zugeschrieben, der sich erst distanzierte, nachdem es kein Bühnenerfolg wurde.

Elisabeth Hauptmann entdeckte das japanische No-Theater, das Brecht entscheidende dramaturgische Anregungen für seine Lehrstücke gibt, an deren Entstehung sie ebenfalls großen Anteil hat. Der *Ja-Sager* beruhte weitgehend auf ihrer Übersetzung. Im selben Jahr trat sie in die KPD ein. Sie leitete eine Frauensektion in Berlin-Charlottenburg und beteiligte sich an Flugblattaktionen. Ebenfalls 1929 folgte die Herausgabe von Brechts *Versuchen*. Sie begann mit der Vorbereitung seiner *Gesammelten Werke* im Malik-Verlag. Außerdem schrieb sie allein und mit Emil Hesse-Burri Radiofeatures. 1931 Ehe mit dem Redakteur Friedrich Wilhelm Kurt Hacke, die jedoch im folgenden Jahr geschieden wurde. In W. Herzfeldes Sammlung *Dreißig neue Erzähler des neuen Deutschland. Junge deutsche Prosa* (Berlin 1932) erschien ihre Kurzgeschichte *Gastfeindschaft*. Sie wurde später in *Die Weltbühne* und 1980 in der niederländischen Zeitschrift *Voor het Einde* (Amsterdam) nachgedruckt.

Sie arbeitete an Brechts *Die heilige Johanna der Schlachthöfe* mit, einem Stück, »das sowohl auf ihrer Geschichte *Bessie Soundso* als auch auf *Happy End* aufbaut« (Kebir). Mitarbeit an *Die Mutter* und *Die Spitzköpfe und die Rundköpfe* (später: *Die Rundköpfe und die Spitzköpfe*).

Im Sommer 1933 besuchte sie Brecht und Helene Weigel in Dänemark. Im November 1933 wurde sie in Berlin verhaftet. Durch Intervention eines Rechtsanwalts wurde sie befreit. Sie flüchtete zunächst nach Paris. 1934 Beginn des amerikanischen Exils. Sie hielt sich zunächst in New York auf, bevor sie bei ihrer Schwester unterkam,

die in St. Louis/Missouri lebt. Die Versuche, sich dort als freie Autorin zu etablieren, scheiterten, weil der amerikanische Buchmarkt anders strukturiert war, Hauptmann persönliche Kontakte fehlten und sie ihren Lebensunterhalt mit der Arbeit in Haushalten und Büros bestreiten musste. Brieflich arbeitete sie weiterhin an Brechts Projekten mit (die Korrespondenz ist fast vollständig verschollen).

1935 war sie Sekretärin der Ortsgruppe St. Louis des *Deutsch-amerikanischen Klubs*. Anschließend war sie bis 1940 Lehrerin an der Burroughs High School, St. Louis County. Im Herbst 1935 unterstützte sie Brecht bei der Inszenierung von *Die Mutter* in New York. 1937 arbeitete sie in New York bei einer deutsch-amerikanischen Organisation der Spanienhilfe und für Organisationen, die Flüchtlinge aus Deutschland unterstützten. Sie veröffentlichte politische Artikel in der *AIZ* und arbeitete für den Rundfunk. 1940 wurde ihr die amerikanische Staatsbürgerschaft zuerkannt. Um sich von einer Krankheit zu erholen, hielt sie sich für einige Monate in Kalifornien auf. Dort arbeitete sie mit einer antifaschistischen Studentengruppe zusammen. 1941 gab sie ihre Stelle als Lehrerin in St. Louis auf und zog nach New York, wo sie mit Horst Baerensprung zusammenlebte und mit ihm Radiofeatures verfasste. Als »Ghostwriterin« arbeitete sie zwei Jahre lang an seinen Memoiren, weil er zwar ein »hervorragender Erzähler« aber unfähig war, eine Zeile zu Papier zu bringen (Baerensprung war ehemals sozialdemokratischer Polizeipräsident in Magdeburg).

Von 1943 bis 1945 war Hauptmann *Executive secretary* des *Council for a Democratic Germany*. Von 1946 bis 1948 lebte sie, nach Baerensprungs Rückkehr nach Deutschland, in Kalifornien, wo sie wiederum eng mit Brecht zusammenarbeitete. Sie überwachte und korrigierte amerikanische Übersetzungen seiner Stücke. In

Los Angeles lebte sie mit dem Komponisten Paul Dessau zusammen, den sie am 9. Februar 1948 heiratete. Im Oktober kehrte sie über mehrere Zwischenstationen nach Deutschland zurück. Seit Anfang 1949 lebte sie in Berlin. Sie unternahm einen zweiten Selbstmordversuch, nachdem sich Dessau von ihr getrennt hatte. Eintritt in die SED. Vertrag mit dem Suhrkamp-Verlag über die Herausgabe der Werke Brechts. Bis 1950 war sie Dramaturgin bei der DEFA.

Von 1950 bis 1954 arbeitete sie als freie Schriftstellerin, Übersetzerin und Dramaturgin. Sie übersetzte und lancierte das viel gespielte Stück *Tanker Nebraska* von Herb Tank. Daneben befasste sie sich mit der Herausgabe der Werke Brechts. 1951 Scheidung von Dessau. Seit 1954 war sie fest angestellte Dramaturgin am Berliner Ensemble. Mitarbeit an *Don Juan* und *Pauken und Trompeten* und weiteren Stücken. Nach Brechts Tod (1956) war sie für zwei Jahre Parteisekretärin des Berliner Ensembles. Sie beschäftigte sich mit der Sichtung und Ordnung von Archivmaterialien.

Zwischen 1958 und 1967 für den Suhrkamp-Verlag Arbeit an den *Gesammelten Werken* Brechts. Sie gab zahlreiche Einzelausgaben und Sonderbände heraus. In den folgenden Jahren übte sie weitere Editionstätigkeiten aus. Elisabeth Hauptmann starb am 20. April 1973.

Walter Gödden

Dank

Der Bearbeiter dankt der Berliner *Akademie der Künste* für die Überlassung der Textrechte an Elisabeth Hauptmanns Sammelband *Julia ohne Romeo*.

Besonderer Dank gilt Inge Krupp für die vielfältige Mitarbeit und Unterstützung.

Besonderer Dank gilt auch Karlheinz Mund. Er überließ mir die Tonbandprotokolle aus dem 1972er DEFA-Film zur Auswertung. Darüber hinaus war er ein entgegenkommender und inspirierender Gesprächspartner. Ohne seine Mithilfe wäre die vorliegende Veröffentlichung nicht in dieser Form zustande gekommen.

Weitere Dank gilt der Berliner *Akademie der Künste* für die Erlaubnis zum Abdruck von Text- und Bildzeugnissen aus *Elisabeth-Hauptmann-Archiv* der Stiftung sowie dem Berliner *Bertolt-Brecht-Archiv* für weitere Abdruckgenehmigungen. Wolfgang Delseit und Lelo Cécile Burkert-Auch sei für Lektorats- und Korrekturarbeiten gedankt.

Eine Kopie des Films *Die Mit-Arbeiterin* ist dank der Unterstützung des Deutschen Rundfunkarchivs Potsdam im Westfälischen Literaturmuseum Haus Nottbeck (59302 Oelde/Stomberg, Landrat Predeick-Allee 1) einsehbar. Weitere Filmexemplare sind über das Landesmedienzentrum Westfalen (Warendorfer Str. 24, 48145 Münster) entleihbar.

Editorische Notiz

Der vorgegebene Seitenumfang bedingte, dass auf den Abdruck weiterer Lebenszeugnisse und Erzählungen Elisabeth Hauptmanns verzichtet werden musste. Dies gilt etwa für *Auf der Suche nach Nebeneinnahmen. Eine Geschichte von heute* (1931), *Der Hemdenkauf* (1940/1941), *Kleopatra* (Ende 20er Jahre) oder *Als Lehrerin in den USA* (1942). Die Texte finden sich im genannten Sammelband *Julia ohne Romeo*. Im Nachlass der Autorin (*Akademie der Künste*, Berlin) finden sich weitere literarische Werke, Skizzen für Hörspiele etc.

Bei der Wiedergabe der Tonbandprotokolle wurde behutsam in die Diktion eingegriffen.

Begleitend zu diesem Lesebuch erschien das Audiobook »*ganz im Ernst, so war es*«. *Elisabeth Hauptmann – Schriftstellerin, Mitarbeiterin Brechts, Geliebte. Ein O-Ton-Feature*. Es enthält ca. 70 Minuten O-Ton der Autorin. Weitere Passagen aus Werken und Briefen wurden von der Schriftstellerin Elisabeth Plessen gelesen. Teilweise überschneidet sich die Textauswahl des Audiobooks mit der des vorliegenden Lesebuchs.

Textnachweise

Peckelsheim, Folgen des Protestantismus, Frühes Theaterspiel, Erste literarische Vorlieben, Die erste Zeit, Brecht, Mann ist Mann, Arbeit im Kollektiv, Und wußte nicht, wohin, Inszenierung von »Die Mutter« folgen Umschriften und Tonbandprotokollen im Nachlass Elisabeth Hauptmanns, *Archiv der Akademie der Künste*, Berlin.

Bei *Leseerlebnisse im Elternhaus, Autobiografische Schreibübungen, Julia ohne Romeo, Er soll dein Herr sein, Gastfeindschaft, Zur Entstehung von »Happy End«, Bessie Soundso. Eine Geschichte von der Heilsarmee, dem Auszug aus »Happy End«, Im Greyhound unterwegs, Eine wahre Geschichte und Gedanken am Sonntagmorgen* handelt es sich um Wiederabdrucke aus dem von Rosemarie Eggert und Rosemarie Hill herausgegebenen Band *Elisabeth Hauptmann. Julia ohne Romeo. Geschichten, Stücke, Aufsätze, Erinnerungen* (Berlin: Aufbau-Verlag 1977). *Aller Leute Freund* erschien 1929 im *Berliner Tageblatt*; ein Nachdruck erfolgte in: *Nach Brecht. Ein Almanach*. Hg. v. Brecht-Zentrum, Berlin, v. Inge Gellert.

Das Kapitel *Autobiografische Schreibübungen* folgt Exzerpten im Brecht-Archiv, Berlin: 1. BBA 448/60-448/63; 2. BBA 448/44; 3. BBA 448/46; 4. BBA 675/99; 5. BBA 448/45.

Die Auszüge aus *Briefen an Walter Benjamin* fußen auf Manuskripten bzw. Transkriptionen im Archiv der *Akademie der Künste*, Berlin, die Briefe an Benjamin vom 08.05.1934, 15.05.1934 und 23.08.1934 fanden Eingang in: Geret Luhr (Hg.): *Was noch begraben lag. Zu Walter Benjamins Exil*. Berlin 2000; die Briefe an Brecht von Ende 1933/Anfang 1934 und Ende September 1934 finden sich im Berliner *Brecht-Archiv* (BBA 480/133-134; BBA 480/60).

Die Gedichte *Es war leicht...* und *Du, der das Unentbehrliche* wurden mit freundlicher Genehmigung des Suhrkamp-Verlags zitiert nach der Ausgabe: *Die Gedichte von Bertolt Brecht in einem Band* (Frankfurt/Main 1981), S. 288 und 291.

Die Abbildungen stammen mit freundlicher Genehmigung der *Stiftung Archiv der Akademie der Künste*, Berlin, aus dem *Elisabeth-Hauptmann-Archiv*.